



# **An fester Hand**

**Kristina Roy**

Meiner lieben Schwester  
Mária Roy gewidmet.

Slowakische Erstausgabe: 1921

Das Buch wurde übersetzt ins Englische, Deutsche und Tschechische

Sprachliche Überarbeitung: Werner und Andrea Mücher

Erste Auflage Oktober 2020

E-Mail: [wmuecher@pm.me](mailto:wmuecher@pm.me)

Titelbild: [www.pixabay.com](http://www.pixabay.com)

Es donnerte, dass die alten Mauern des Schlosses Hodolitsch erzitterten; aber in den von zuckenden Blitzen erleuchteten Gemächern achtete niemand auf das drohende Rollen. Wer hätte es auch beachten sollen! Etwa der Mann, der von Schmerzen gequält auf dem Krankenbett lag? Sein bald erbleichendes, bald fieberglühendes Gesicht verriet innere Wetter und Stürme. „Es ist dem Menschen gesetzt zu sterben, und danach das Gericht“ – das bestätigt ihm ein untrüglicher Zeuge, das Gewissen. Ja, das Gericht! Und es gibt nicht nur ein Gericht, sondern zwei: das erste, dass der Mensch von seiner eigenen Sünde und dem Gewissen gerichtet wird; das zweite, furchtbarere, vor dem Angesicht des allwissenden Gottes.

„Vater, was quält dich so?“ erklang es mit schmerzlich bewegter Stimme über dem Kranken.

Ein Jüngling von etwa vierundzwanzig Jahren neigte sein von Trauer und Entsetzen verstörtes Gesicht zu dem Kissen herab, auf dem das halb verdeckte, von schmerzlichen Kämpfen zerwühlte Angesicht des Mannes ruhte.

„O Michael, mein einziger Sohn!“ Die fieberheiße Hand umschloss krampfhaft die Rechte des Jünglings. „Hüte dich vor der Sünde! Sie ist eine furchtbare Geisel, am furchtbarsten in der Todesstunde. Ich muss sterben, es gibt keine Hilfe, keine Hoffnung mehr, und dann vor Gott treten. Er weiß alles, er hat alles gesehen.“

„Vater, ängstige dich nicht vor Ammenmärchen! Du hast im Leben nicht an sie geglaubt; warum lässt du dir dadurch in der Todesstunde den Frieden trüben? Glaube mir! Ich komme soeben von der Universität. Dort habe ich Professoren der Theologie gehört, die die Bibel besser kennen als du; sie alle lehren – und ich glaube, dass sie recht haben –, dass mit dem Tod alles zu Ende geht. Der Mensch kehrt zum Staub, zur Materie zurück; diese verändert sich erneut – und darin liegt die ganze Ewigkeit.“

„Still, Michael, glaube ihnen nicht! Das ist gut genug, solange der Mensch gesund ist und voller Hoffnung ins Leben blickt. Aber im Angesicht des Todes sehen die Dinge anders aus. Ich weiß, dass ich vor Gott treten muss. Ich weiß, dass er mich richten wird, denn er hat alles gesehen, ja, ich fühle auch jetzt, wie sein Blick auf mir ruht.

O, dass ich doch lieber nicht geboren wäre, anstatt jetzt mit dieser Last auf dem Gewissen im 47. Lebensjahr sterben zu müssen!“

Der Mann breitete die Hände aus und faltete sie dann krampfhaft über der Brust.

„Vater, wir sind allein, niemand hört dich, nur ich, dein Sohn; sage mir, was dich so quält, was du begangen hast.“

Der junge Mann hatte sich am Kopfende des Kranken niedergekniet.

„Was ich begangen habe? Ach, was ich begangen habe!

Er lag auf dem Sterbebett, dein Großonkel, und es war kein anderer Zeuge da. Mir übergab er das Testament, in dem er achtzigtausend Gulden uns beiden, Stefan und mir, hinterließ. Aber ich wusste, dass in seinem Schreibtisch ein älteres Testament lag, aus einer Zeit, da er meinem Bruder zürnte. Dieses setzte mich zum Universalerben ein.“

„Vater, und du?“ forschte der erbleichte Jüngling.

„Ich vernichtete das Testament jüngerer Ursprungs und wurde der Universalerbe – und nun brennt mich dieser Diebstahl. Oder vielmehr, er hat mich immer gebrannt, besonders aber, seitdem Stefan gestorben ist. Ach, ich hatte ja keine Ahnung, dass er lungenkrank war. Die Ärzte schickten ihn nach Italien; er ging nicht, denn er hatte kein Geld. Hätte ich ihm jene Vierzigtausend gegeben, die ihm der Onkel hinterlassen hat, dann hätte er nicht länger unterrichten brauchen, sondern sich schonen können. So ist er gestorben, und ich trage die Schuld. Um meinetwillen ist seine Frau eine Witwe, sein Kind eine Waise. Darum muss ich im schönsten Mannesalter sterben, und dort werden wir zusammentreffen: mein Onkel, mein Bruder und ich. O, wie soll ich da bestehen! Könnte ich doch etwas wieder gutmachen! Aber wie? Bekennen und meinen Namen beflecken – deinen Namen?“

„Ach, Vater, das ist unmöglich!“ stöhnte der Sohn. „Gib es ihnen so zurück, gib meinetwegen fünfzigtausend. Aber das geht auch nicht. Es wäre auffällig, warum du ihnen so viel vermachst, wenn ich doch da bin. Ach, könnte ich dir doch helfen, ich würde alles tun;

nur die Ehre unseres Namens kann ich nicht losen Mäulern preisgeben.“

„Es wäre noch ein Weg ...“

Der Kranke schwieg einen Augenblick. Ein Ausdruck körperlicher Qual überflog sein Gesicht, aus den Augen blickte eine geängstigte Seele. Diese schienen den Sohn zu bitten: „Erbarme dich über mich!“ – Die junge Brust hob sich in heftigen Zügen. Der junge Mann richtete sich auf. Ein männlicher, verzweifelter Entschluss sprach aus seinem Gesicht.

„Ich weiß, was du damit sagen willst. Nun verstehe ich, was du damals wünschtest. Ach, wenn ich geahnt hätte, warum du mir solch ein Joch auferlegen wolltest! Aber damit du erkennst, dass ich dich wahrhaft als Sohn liebe, will ich dir meine Freiheit opfern: ich werde Olga zur Frau nehmen und ihr zurückgeben, was ihrem Vater entzogen wurde. Wenn es eine Begegnung Jenseits des Grabes gibt, dann sage beiden, deinem und meinem Onkel, dass dein Sohn mit seinem Lebensglück für deine Sünde bezahlt hat, dass sie gesühnt ist.“

„Dank, Dank!“ schluchzte der Mann. „Gott vergelte es dir, dass du mich retten willst. Aber wirst du dein Versprechen auch halten?“

„Hab' keine Angst, ich werde telegraphieren, dass die Tante mit ihr herkommen möchte. Ich will alles tun, nur lebe wieder auf, damit deine Augen noch sehen, dass wir ehelich verbunden sind.“

Es blitzte kreuz und quer und donnerte, als sollte das alte Schloss aus den Fugen gehen.

Etwa zwei Stunden später betrat der Arzt das Krankenzimmer. Er konstatierte eine leichte Besserung im Zustand des Kranken; er schickte den Sohn zur Ruhe. „Legen Sie sich ein wenig hin“, sprach er, „wenn Sie nicht selbst krank werden wollen!“

„Nun, dazu fehlt wahrlich nicht viel“, brummte der junge Mann, als sich die Tür des Krankenzimmers hinter ihm geschlossen hatte. In seinem Inneren tobte ein Gewitter, ähnlich demjenigen, das draußen über Felder und Fluren niederging.

„Ich habe es versprochen, es hilft alles nichts. O Vater, wenn du wüsstest, was du mir abgezwungen hast! Wohlan, Olga, ich nehme dich, damit du jenen verwünschten Mammon zurückbekommst. Ich werde dir den Titel einer Frau Hodolitsch geben, aber ich werde niemals dein Gatte sein. Nein, niemals! Vielleicht wirst du dann selbst die Scheidung einreichen und mich von jenen drückenden Fesseln befreien.“

Es donnerte noch einmal in weiter Ferne, denn das Unwetter hatte sich verzogen, und draußen wurde es still. Aber wann würden sich die Stürme legen, die in seinem Verlauf in einer jungen Seele entfesselt worden waren?

\* \* \*

Etwa fünf Wochen waren vergangen. Auf dem großen Gutshof vernahm man Klagen und Weinen. Das zahlreiche Gesinde von Hodolitsch beweinte seinen soeben verschiedenen Herrn und klagte, dass er mitten in der Hochzeitsfeierlichkeit verschieden war. Der Pastor hatte soeben das Brautpaar gesegnet und das Schlussgebet noch nicht zu Ende gesprochen, da war im Haus Bestürzung und Wehklagen ausgebrochen. In dieser allgemeinen Trauer, wo der Sohn den Vater, die Dienerschaft den Herrn beweinte, und alle voll beschäftigt waren, um die Vorbereitungen zum Begräbnis zu treffen, war die einzige überflüssige Persönlichkeit – die junge Braut. Sie saß in ihrem verdrückten Schleier mit dem ein wenig schief befestigten Brautkranz einsam und untätig in einer Sofaecke.

Sie hatte die mageren Hände um die Knie geschlungen und blickte nun mit trostlosen Augen durch das hohe Fenster. Sie war noch ganz jung, kaum sechzehn Jahre alt. Ihre hochaufgeschossene, unentwickelte Gestalt war voller Ecken und Kanten, was die Jugend in diesem Alter so wenig anziehend erscheinen lässt. Sie hatte scharfe Gesichtszüge, bleiche, eingefallene Wangen und große, tiefliegende Augen. Das weiße Kleid von halb städtischem, halb bäuerlichem Schnitt verriet das Dorfmadchen. Hände und Füße waren viel zu groß und zu plump für die weißen Schuhe und Handschuhe. Der

banke, fragende, ängstliche Gesichtsausdruck, die tiefe Trauer in den schwarzen Augen erregten Mitleid. Ja, die ganze Erscheinung schien um Mitleid zu bitten. Aber in dem Gesicht des jungen Bräutigams, der soeben zur Tür eintrat, war nichts von Mitleid zu sehen. Er heftete seine noch von Tränen feuchten Augen auf die zusammengekauerte Gestalt, und Eiskälte durchdrang sein Herz bei dem Gedanken, dass er, „der schöne Hodolitsch“, wie sie ihn auf der Universität genannt hatten, nunmehr der Gatte jener Person war. O, wie widerwärtig war sie ihm! Und von heute an hatte sie ein Recht auf ihn! Was sollte er mit ihr anfangen? Es ist wahr, sie kam vom Sterbebett ihrer Mutter, seit einer Woche war sie völlig verwaist. Aus tiefster Seele hätte er sie bedauert, hätte er ihr nicht just vor einer Stunde Treue schwören müssen. Das lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen. Eine tiefe Bitterkeit erfüllte ihn. Unfähig, dieselbe zu beherrschen, trat er ans Fenster.

„Olga, geh' dich umziehen!“ Seine Stimme zitterte. Sie blickte erschrocken auf.

„Ich habe ja nichts. Ich weiß nicht, wo mein Koffer steckt.“

„Ich werde dafür sorgen, dass er dir gebracht wird“, entgegnete er kalt, und ging fort.

Etwa eine Viertelstunde später betrat sie die Halle, in der der Verstorbene aufgebahrt lag. Sie trat zu der Leiche. Noch immer fühlte sie, wie er sie umarmt und geküsst, wie sehr er sich über ihr Kommen gefreut hatte. Er hätte sie lieb gehabt, aber er lebte nicht mehr. Und sie, was sollte sie hier? Was sollte sie hier in diesem großen, prächtigen Haus anfangen, unter lauter fremden Leuten, die sie alle so seltsam ansahen?! Jetzt in dem dürrtigen schwarzen Kleid, sah ihre Gestalt noch unvorteilhafter aus. Sie hatte sich zuvor im Spiegel gesehen. Sie fühlte nur zu gut, dass sie nicht in diesem Reichtum passte. Sie war daheim in Armut aufgewachsen. Sie hatte sich gefürchtet, hierher zu gehen, und dennoch war sie gerne gekommen. Sie war es von daheim gewöhnt, Kranke zu pflegen. Lange hatte sie den Vater, dann die Mutter gepflegt. Nun hatte sie gehofft, auch den Onkel pflegen zu dürfen. Aber er war gestorben, was sollte sie nun anfangen? Vor ihm – sie blickte sich scheu um – empfand sie

Furcht. Er blickte so kalt, und er war so schön und unnahbar. Sie erschien sich neben ihm so elend, so hässlich – ach, warum war sie nur hergekommen! Aber sie musste dieses Gefühl überwinden.

Jener schöne, junge Mann war ihr Gemahl, aber er war so kalt zu ihr.

Sie kniete an der Leiche hin und weinte. Niemand störte sie, niemand kam und tröstete sie. Sie war hier ganz fremd, ganz verwaist. Nirgends auf der weiten Welt gab es ein Herz, an das sie sich schmiegen durfte. O, wie sollte sie nur leben?!

Mehrere Tage waren vergangen. Das prunkvolle Begräbnis mit dem darauffolgenden Mahl war vorüber. Ein Mensch war von der Erde gegangen, der zwei sehr unglückliche Herzen zurückgelassen hatte. Diese wenigen Tage hatten dem jungen Hodolitsch genügt, um ihn in seiner Abneigung gegen die ihm aufgezwungene Gattin zu bestärken. Wenn sie sich ihm nur näherte, war es ihm, als müsste er abwehrend die Hand ausstrecken. Als sie es am Sarg seines Vaters gewagt hatte, ihn anzureden, ihm ein Wort des Trostes zu sagen und ihm dabei schüchtern die Hand auf die Schultern gelegt hatte, da hätte er diese Hand – wären nicht fremde Leute zugegen gewesen – am liebsten abgeschüttelt wie ein ekles Gewürm.

Ihre Stimme, die sie kaum dreimal am Tag hören ließ, reizte ihn sehr durch ihre Unsicherheit. Ihre naiven Antworten, die zeigten, wie ungebildet sie war, und ihr unbeholfenes Benehmen verrieten, dass sie in den ärmlichen Verhältnissen zu Hause eine Magd gewesen war und sich in keiner Weise als Herrin für ein Gutshaus eignete. Am Tag nach dem Begräbnis bemühte sich der junge Hodolitsch nicht mehr, seine Gefühle zu verbergen. Er wollte ihr von vornherein ins Bewusstsein bringen, welches ein Verhältnis zwischen ihnen bestehen sollte, dass sie von ihm nicht erwarten durfte, was er ihr nicht geben konnte: Liebe, Achtung und ein Recht an seiner Person. Das einzige, was er ihr geben konnte, waren jene Tausende, um deren willen er sie hatte heiraten müssen. Armes, junges Herz!

Wenn er dachte, dass sie das nicht empfand, irrte er sehr. Sie empfand es, sie erbehte in schmerzlicher Überraschung. Und in ihr lebte die eine große Frage: „Warum hat man mich hierher gerufen,



wenn niemand, niemand meiner Hilfe bedarf und wenn ich in keiner Weise hierher passe?“

\* \* \*

Auf den trüben Wellen der Donau glitt ein Schiff dahin. Seine Beleuchtung erhellte die Finsternis der Herbstnacht. Von all den Reisenden, welche die drei Klassen füllten, befand sich nur einer auf Deck. Seine Augen blickten in die Ferne, als wollten sie noch einmal – ach, zum letzten Mal – die Ufer der Heimat sehen. Aber, als das nicht gelang, warf er sich auf eine Bank und stöhnte so schmerzlich, wie es nur ein gequältes Herz vermag. Kein Wunder! Wer kann die Tiefe des Schmerzes ermessen, wenn ein junges Herz, von Verzweiflung getrieben, die Ufer der Heimat verlässt?

Der Reisende beachtete es nicht, dass das Schiff hielt und das Zwischendeck sich mit neuen Passagieren füllte. Für ihn schien auf der Welt nichts mehr vorhanden zu sein. Er fuhr erst zusammen, als eine teilnehmende Stimme seinen Namen rief.

Er hob den Kopf und sprang auf. Das Licht vom Ufer beleuchtete die schlanke Gestalt eines jungen Mannes.

„Đuro<sup>1</sup>! Du? Unmöglich!“

„Wohl möglich, Michael!“

„Aber wohin willst du?“

„Zu dir!“

„Wie? Wer hat dich geschickt?“

„Niemand. Ich habe deinen Brief rechtzeitig erhalten. Aber komm in die Kabine, wir müssen miteinander sprechen.“

Wenige Augenblicke später standen sich die beiden jungen Männer in dem engen Raum gegenüber.

„Đuro, mein Freund, warum hast du diese Reise unternommen? Sie kann dir schaden“, sprach er Jüngere besorgt.

Der Ältere setzte sich auf das Sofa. „Wohin willst du eigentlich?“

„Nach Brasilien. Wie du weißt, wurde mir die Stelle dort wiederholt angeboten.“ Der junge Mann fuhr sich in das dicke Haar.

---

<sup>1</sup> Slowakischer Vorname, sprich: Djuro.

„Und wozu soll dir Brasilien dienen? Ist dir der Besitz von Hodolitsch nicht groß genug? Hast du nicht genug heimatlichen Boden?“

„Genug, ja zu viel; aber er brennt mir unter den Füßen. Halte mich nicht zurück, Ďuro. Bleiben kann ich nicht, das weißt du doch. In meinem Kummer habe ich dir alles anvertraut. Aber ich muss noch hinzufügen: Die Tat meines Vaters hat den Fluch mit sich gebracht. Wir haben große materielle Verluste erlitten, so dass es mir nicht möglich ist, Olga auszuzahlen; und bevor jene unseligen Vierzigtausend nicht auf ihren Namen auf der Bank deponiert sind, habe ich keine Ruhe. Den ganzen Besitz kann und will ich nicht verkaufen. Er ist nicht nur ererbt, es sind auch die Schwielen und ein Stück von dem Wesen meines unglücklichen Vaters darin vergraben. Darum muss ich in die Fremde gehen und arbeiten, und ich kehre nicht früher zurück, als bis ich den fehlenden Betrag glücklich beisammen habe.“

„Und inzwischen wird der wunderschöne Besitz von Hodolitsch veröden.“

„Das wird nicht geschehen. Ich habe deinen Vater gebeten, die Aufsicht zu übernehmen. Du kennst ihn ja, er wird für alles sorgen, ja den Besitz in die Höhe bringen. Ich habe ihn aus seiner Ecke hervorgeholt. Wozu soll er noch weiterhin landwirtschaftliche Artikel schreiben, die doch niemand beachtet? Mag er nun seine Ideale in die Praxis umsetzen. Ich habe ihm völlig freie Hand gelassen.“

„Und was hat sie zu deiner Reise gesagt?“

„Sie?!“ Eine Wolke bedeckte das schöne Gesicht des Angeredeten. Er machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ihr bin ich keine Rechenschaft schuldig.“

„Michael! Sie ist – wenn auch ungeliebt – dennoch deine Gattin.“

„Ach, Ďuro wenn du sie wirklich kennen würdest, würdest du barmherzig mit mir sein und mich bloß nicht an jenes verkörperte Unglück meines Lebens erinnern.“

„Dennoch bitte ich dich, teile mir mit, was dich so sehr abstößt.“

„Alles, Ďuro, vor allem ihre Hässlichkeit. Und dann bedenke, sie hat auch nicht die geringste Bildung. Ich weiß, es gibt genug dumme Frauen, aber die sind wenigstens hübsch. Aber hässlich und dumm,

das ist zu viel. Wozu waren mir alle Ideale und jugendlichen Träume, wenn mich der eigene Vater an solch ein unerträgliches Geschöpf gebunden hat?“

„Wie alt ist sie wohl?“

„Noch ein Kind, kaum sechzehn Jahre alt. Aber wenn sie sich wenigstens durch kindlichen Liebreiz auszeichnete! Aber man bekommt kein Wort aus ihr heraus. Wir haben fast ein Vierteljahr nebeneinander gelebt; ich weiß nicht, ob ich sie hundert Worte aussprechen hörte. Sie hat nur aufgeräumt, gefegt, gekocht, für den Winter eingekocht und ist dabei wie ein Gespenst durchs Haus gehuscht.“

„Michael, war in dieser Arbeit Harmonie? Offenbarte sich Geist darin?“

„Das weiß ich nicht; aber – sie passte zu nichts anderem als zu einer Dienstmagd.“

„Hast du dich überzeugt, ob nicht doch etwas Höheres in ihr schlummert? Ist denn gar nichts in ihr, was man entwickeln könnte?“

„Nein, Ńuro, ich versichere dir, sie ist das dümmste Dorfgänschen, das du je gesehen hast. Bitte, sprich nicht länger von ihr. Ich weiß, dass sie aufgeatmet hat, als ich fortging, so gut wie ich aufgeatmet habe.“

„Erlaube, dass ich dir etwas erwidere. Wenn ich an deiner Stelle wäre, wenn ich mich für meinen Vater geopfert hätte, um ihn von seinen Gewissensqualen zu befreien, dann würde ich mein Opfer auch vollenden. Und zwar, indem ich das Mädchen, welches schuldlos an meine Seite gefesselt, um des Mammons willen verkauft wurde, um jenes Mammons willen, der mich so unglücklich gemacht hat, zu mir emporheben. Wenn ich ihr nicht die Liebe des Gatten schenken könnte, würde ich ihr die Liebe des älteren Bruders entgegenbringen. Ich würde nicht vergessen, dass sie meine nächste Verwandte ist. Es gibt Leute, die ihr ganzes Leben unter Idioten zugebracht haben, um jene Unglücklichen leben und denken zu lehren. Nun, ihnen möchte ich ein wenig in ihrer Selbstaufopferung gleichen. Ich würde meine Frau denken lehren und mir eine Freundin

an ihr erziehen. Du hast so leichthin gesagt: hässlich und dumm. Weißt du, was für ein furchtbares Urteil das ist? Wenn deine Frau weder Schönheit noch weiblichen Liebreiz hat und überdies noch beschränkt ist, wie unglücklich muss sie heute schon sein! Und wie tief unglücklich wird sie ihr ganzes Leben lang sein!“

„Kann ich etwas dafür?“ brauste Hodolitsch auf „Doch, du kannst etwas dafür, denn es wäre deine Pflicht, sie vergessen zu lassen, wie stiefmütterlich die Natur sie behandelt hat.“

„Hör auf, Ďuro, du hast leicht reden. Heute oder morgen wird Zora die Deine. Dem Bräutigam des schönsten Mädchens von Z. steht es wohl an, mir Moralpredigten zu halten.“

Das Gesicht des Angeredeten wurde noch um einen Schein bleicher. Er fuhr sich mit der Hand durch sein kastanienbraunes Haar.

„Zora hat vergangene Woche ihre Verlobung mit Konstantin N. gefeiert.“

„Ďuro – und du?“ Stürmisch umarmte Michael den Freund.

„Ich war anwesend und habe ihnen herzlich gratuliert. Die Meini-ge hätte sie ja doch niemals werden können.“

„Warum denn nicht? Ist deine Praxis als Arzt nicht groß genug?“

„Das wohl, aber meine Tage sind gezählt.“

„Sprich nicht so! Deine Krankheit ist nicht solcher Art, dass du gleich sterben müsstest.“

„Dennoch darf ich nicht daran denken, mir eine Familie zu gründen, wenn ich nicht nach wenigen Jahren eine unglückliche Witwe und kranke, lebensunfähige Kinder zurücklassen will. Ich würde nicht davon sprechen; du bist der erste, dem ich mein Innerstes offenbare. Aber du sollst mir glauben, dass ich es gut mit dir meine, dass ich mit dir fühlen kann. Dich und mich hat das Gewissen gezwungen, dem Erdenglück zu entsagen. Was uns beiden geblieben ist, ist die Pflicht gegen die Menschheit. Auch du, Michael, wirst sie erfüllen. Du wirst heimkehren und dich des armen Wesens annehmen, welches die Welt deine Gattin nennt.“

„Nur die Welt nennt sie so. Sie ist es nicht und wird es niemals sein. Wenn mich der Tod nicht ereilt, werde ich nach Jahren zurückkehren, aber nur, um die Scheidung zu beantragen. Solange ist sie

die Herrin auf Hodolitsch. Dann kann sie als reiche Partie fortgehen und sich einen Lebensgefährten nehmen.“

„Michael, und wenn du sie bei deiner Rückkehr so wiederfinden würdest, dass sie dir ebenbürtig zur Seite stehen könnte, würdest du sie als die Gabe eines günstigen Geschickes annehmen?“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Ich will es dir erklären. Mein Vater ruft mich zu sich. Er leidet sehr bei dem Gedanken, mich früh verlieren zu müssen. Er würde weniger leiden, wenn er mich in seiner Nähe wüsste. Ich will das kurze Leben, das mir bleibt, im Dienst unseres Volkes verbringen. Ich habe mich mit dem Gedanken an den Tod abgefunden und will dafür anderen Leben bringen. – Wenn du nichts dagegen hast, möchte ich mich Olgas Erziehung annehmen. Ich hoffe, dass es mir gelingen wird, den in ihr schlummernden, vielleicht zurückgedämmten, aber doch lebenden Geist zu erwecken. Erlaubst du es mir?“ Ein gezwungenes Lachen durchflog die Kajüte. „Ich gratuliere im Voraus zu deinem Erfolg. Aber, Scherz beiseite, Ďuro. Es freut mich sehr, dass du zum Onkel gehst, dass du in meiner geliebten Heimat wohnen wirst. Nimm nur mein Zimmer in Besitz und pflege dich ordentlich, damit ich dich bei meiner Rückkehr gesund wiederfinde.“

„Du erlaubst mir also, mich Olgas Bildung anzunehmen?“

„Von Herzen gern. Wenn du etwas erzielst, umso besser für sie in ihrem ferneren Leben. Ich kann ihr ja doch nichts anderes geben als jenen Mammon, dem zuliebe ich das Opfer der freiwilligen Verbannung auf mich nehme. Gib du ihr etwas Besseres, wenn du kannst, denn ich will nicht, dass sie sich unglücklich fühlt. Wenn jemand ein Opfer bringen soll, dann will ich es allein tragen.“

\* \* \*

In jener Nacht saß die blutjunge Frau Hodolitsch am offenen Fenster und blickte so starr in die Finsternis, wie dort am Schiff ihr Gatte. Die gefalteten Hände ruhten im Schoß; mit ihrem unbeweglichen Gesicht und dem Ausdruck tiefer Trauer glich sie einer Statue. Aber was lebte, was stürmte wohl in dieser jungen, heftig auf und nieder

wogenden Brust? Im Haus war längst alles zur Ruhe gegangen, nur sie saß hier einsam und allein. Im Geist wiederholte sie sich – ach, zum wievielten Mal wohl! – die Worte jenes Gesprächs, dessen unfreiwillige Zuhörerin sie gestern Abend geworden war. Sie war einsam im Garten umhergeirrt. Da hatte sie Stimmen vernommen und war, von Furcht ergriffen, stehen geblieben. Erst nach einer Weile erkannte sie Michaels Stimme, der soeben zu Onkel Tichy sprach: „Glaube mir, Onkel, ich kann nichts dafür; aber wenn sie mir nur in die Nähe kommt, bin ich schon ganz nervös. Ich weiß, sie kann nichts für ihre Hässlichkeit, sie hat sie sich nicht ausgesucht. Aber wenn sie nur nicht so beschränkt, ja dumm wäre, so ungebildet in jeder Beziehung, und wenn sie auch nur ein wenig auf ihre Kleidung und ihr Benehmen achtgeben wollte, vielleicht würde es dann nicht so ins Auge fallen. Wenn ich an meine Mitschülerinnen im Gymnasium denke – das waren auch 15- oder 16-jährige Mädchen – und sie mit ihnen vergleiche, dann möchte ich beinahe fragen, was für eine Mutter sie gehabt hat.“

„Ihre Mutter war eine einfache, aber feinfühlige Frau, die an der Seite ihres kränklichen Gatten viel gelitten hat“, erwiderte der Onkel. „Als er starb, hatte sie mit bitterer Not zu kämpfen. Dass sie unter diesen Umständen nicht viel für die Erziehung ihrer Tochter tun konnte, ist mir begreiflich. Was sie selbst verstand, das hat sie sie gelehrt. Hodolitsch hat sich allerdings nicht viel um die Bildung seiner Tochter gekümmert, er war wohl auch nicht imstande dazu. Junge Mädchen, die in den bescheidenen Verhältnissen des Dorflebens aufwachsen, können es eben nicht weiter bringen. Aber sie ist noch so jung, da lässt sich noch manches nachholen. Ich werde dafür sorgen, dass sie dazulernt; das wird sich alles finden. Wenn du zurückkommst, werdet ihr euch miteinander einleben.“

„Niemals, Onkel! Gib dir keine Mühe! Lass sie nur in der Küche, beim Kochlöffel, wo sie hingehört. Nimm ihr nicht das Vergnügen, den Geflügelhof zu besorgen, sie muss doch auch etwas davon haben, dass sie Herrin auf Hodolitsch geworden ist ...“

Ach, jene furchtbaren Worte! Es war, als würde ihr eine Binde von den Augen gerissen. Also darum lief er fort, so oft sie das Zimmer

betrat. Darum lud er stets einen der Beamten zu Tisch, damit er nicht mit ihr reden musste! Er schämte sich ihrer, weil sie schlecht und geschmacklos gekleidet war, weil sie sich nicht so zu bewegen verstand wie jene Studentinnen, weil sie beschränkt war! Ach, dieses Wort schmerzte sie am tiefsten. Sie hätte ja so gerne gelernt, wenn sie nur Zeit und Gelegenheit gehabt hätte. Wie oft hatte ihr der Vater die Lampe ausgelöscht, als sie noch zur Schule ging! Niemals hatte sich jemand mit ihr abgegeben. Also man sollte ihr nur die Sorge für den Geflügelhof des Großgrundbesitzes überlassen, dessen Hälfte jetzt ihr gehörte!? So stand es ja im Testament. Der Onkel dachte, dass sie noch etwas lernen könnte; aber Michael traute ihr das nicht zu; er wollte sie zur Dienerschaft herabdrücken. Unwillkürlich richtete sie sich auf, als hätte es ihr einen Stich gegeben.

Er ging wohl für lange Zeit fort, und sie musste hier in der Fremde zurückbleiben. Aber wenn er wiederkam, wollte sie ihm beweisen, dass sie etwas gelernt hatte. Den Haushalt mochte führen, wer da wollte! Wenn er sich den Onkel nehmen konnte, dass er ihm die Landwirtschaft führte, dann konnte sie sich jemanden nehmen, der den Haushalt besorgte. Sie wollte nicht kochen und das Geflügel besorgen. Sie war nicht hierhergekommen, um sich mit Füßen treten zu lassen.

Wenn die Hälfte des Großgrundbesitzes ihr gehörte, dann war sie eine reiche Frau. Dem guten Onkel Hodolitsch hätte sie dankbar und demütig gedient, den anderen wollte sie nicht dienen.

So hatte sie gestern gegrübelt. Heute hatte sie sich zum ersten Mal um nichts gekümmert. Am Morgen, als Michael fortging und ihr flüchtig die Hand reichte, hatte sie dieselbe kaum mit den Fingerspitzen berührt.

Den ganzen Vormittag war sie nicht aus ihrer Stube gekommen; sie hatte die Sachen ihrer Mutter in Schränke und Kommoden geräumt, bis man sie zum Mittagessen rief. Danach war sie im Garten gewesen und ins Feld gegangen. Sie war erst zum Vesperbrot<sup>2</sup> heimgekehrt und hatte sich dasselbe auf ihr Zimmer bringen lassen.

---

<sup>2</sup> Eine Mahlzeit am Nachmittag (Kaffeetrinken).

Die Zeit bis zum Abendbrot hatte sie untätig auf dem Sofa liegend verbracht. Als dann Onkel Tichy zu ihr kam und so freundlich mit ihr sprach, hätte sie am liebsten geweint. Die Tränen saßen ihr im Hals, und als sie allein war, weinte sie darüber, dass auch er sie für dumm halten würde. Sie weinte auch über die nutzlos vergeudete Zeit. Welch ein schreckliches Leben, wenn sie immer, immer so leben sollte! Dennoch, eine Dienstmagd wollte sie nicht sein.

\* \* \*

Herrn Martin Tichy fiel die Feder aus der Hand, als ihn jemand umarmte. Nur ein Arm konnte ihn so umschlingen – der Arm seines Sohnes.

„Aber Ďuro, mein Ďuro, bist du es wirklich oder träume ich?“

„Du träumst nicht, Vater.“

„Kommst du zu mir oder zu Michael? Der ist nicht mehr daheim; er ist vor drei Tagen fortgegangen. Schade, dass er nicht mehr da ist, vielleicht hättest du ihn zurückhalten können.“

„Wir sind uns unterwegs begegnet. Aber du sitzt über den Rechnungen. Steht die Sache so schlimm, wie er mir gesagt hat?“

„Schlimm genug, mein Sohn. Thomas muss wirklich am Ende nicht ganz zurechnungsfähig gewesen sein. Er, der früher so umsichtig war, hat einen Schnitzer über den anderen gemacht. Nun, das alles lässt sich wieder gutmachen, hätte er nur jenen letzten, verhängnisvollen Schritt nicht getan. Aber seinen Sohn fürs ganze Leben so unglücklich zu machen!“

„Wo ist Olga, Vater, und was hältst du von ihr?“

„Ich weiß nicht, was ich von ihr denken soll, mein Sohn. Sie ist mir ein Rätsel. Als ich herkam, schien es mir, als hätte sie wenigstens Sinn für die Wirtschaft. Seitdem aber Michael fort ist, ist sie völlig apathisch. Sie kümmert sich nicht um die Küche und hat den Hof nicht mehr betreten. Sie schließt sich in ihr Zimmer ein oder geht spazieren. Ich habe sie Michael gegenüber verteidigt, aber ich wundere mich nicht mehr, dass der Arme bis nach Brasilien geflohen ist. Sie ist ein sehr unsympathisches Geschöpf und passt in keiner Weise



zu unserem schmucken Junker<sup>3</sup>. Aber lassen wir sie. Lege ab und sage mir lieber, wie lange du bleibst.“

„Wie lange, das weiß ich noch nicht, Vater, das wird die Zeit lehren. Aber ich bin deinem Ruf gefolgt, und hier hast du mich. Michael hat mir aufgetragen, in seiner Stube zu wohnen. – Erdrücke mich nicht, Vater, – und was ist denn das – Tränen in deinen Augen?“

„Ach, Ďuro, die Freude ist zu groß. Du verstehst es, deinen alten Vater zu überraschen. Komm, mein Sohn!“

Als bald verbreitete sich auf dem ganzen Gutshof die unerwartete Kunde. Der Herr Doktor Tichy war gekommen, um nun bei seinem Vater zu wohnen. Alles jubelte. Der Vetter und Freund des jungen Herrn war stets ein werter Besuch. Umso mehr jetzt, wo der alte Herr ins Grab gesunken war und der junge Herr infolge jener unglücklichen Heirat den väterlichen Besitz verlassen hatte, um in die Fremde zu ziehen. Alle bemitleideten ihren jungen Gebieter. Obwohl es ihnen niemand gesagt hatte, errieten sie, dass ihn die Anwesenheit dieser ihnen allen so widerwärtigen jungen Frau vertrieben hatte. O, wie gut war es da, dass der Herr Doktor gekommen war!

Etwa eine Stunde später klopfte Herr Martin an die Stubentür seiner Nichte. „Liebes Kind, ich möchte dir melden, dass mein Sohn, von dem ich dir gestern erzählte, vorhin angekommen ist. Michael hat gewünscht, dass er in seiner Stube wohnen solle; er ist also dort abgestiegen. Ich teile dir das darum mit, weil er hier bei mir zu bleiben gedenkt, wenn du nichts dagegen hast.“

„Ich?“ Sie heftete ihre großen Augen verwundert auf ihn. „Mir kommt es nicht zu, in dieser Sache irgendeinen Willen zu haben. Tun Sie, was Ihnen beliebt.“

„Ich bin nicht gekommen, dich um deine Erlaubnis zu bitten“, entgegnete Herr Martin ein wenig gereizt. „Ich wollte dich nur bitten, gegen meinen Sohn etwas freundlicher zu sein als zu uns Übrigen. Er ist eine solche Behandlung nicht gewöhnt.“

„Ich werde dem Herrn Doktor gewiss keinen Grund geben, sich beleidigt zu fühlen“, sprach sie kühl. „Ich bin Ihnen beiden fremd,

---

<sup>3</sup> Bezeichnung für einen adeligen Sohn oder Großgrundbesitzer.

darum kann ich von heute an auf meinem Zimmer essen, um Sie nicht zu stören. Im Übrigen sind Sie ja der Herr im Haus. Ihnen wird die Dienerschaft gewiss gehorchen und den Herrn Doktor so bedienen, wie er es gewöhnt ist.“

„Gut.“ Herr Martin verneigte sich und ging. Er hatte nur eine nicht wenig empfindliche Stelle in seinem Herzen, und diese betraf seinen Sohn. Die Beleidigung, die ihm jenes unbeholfene Wesen zugefügt hatte, gedachte er nicht so bald zu vergessen. Hatte sie es doch gewagt, ihm zu verstehen zu geben, dass sie nicht gesonnen war, seinen Sohn zu bedienen.

Herr Martin ging fort; ein Weilchen später sah er auch, wie die junge Frau, in ein Tuch gehüllt, in den Garten ging. Was sie dort wohl machte?

Inzwischen war sie verschwunden. Die Gartenpforte schloss sich hinter ihr. Vor ihr stand ein alter, vom Blitz ausgehöhlter Baum. Dort setzte sie sich hinein wie in einen Lehnstuhl, nahm ein altes Buch aus ihrer Tasche und versenkte sich in eine nicht gerade leichte geographische Aufgabe. Um sie her fielen die herbstlichen Nebel. Über ihrem Haupt krächzten Schwärme von Raben, die über die Donaubiegung nach Slavonien flogen. Von diesem Plätzchen aus war nichts zu sehen als die Türmchen eines Herrenhauses, das etwa eine halbe Stunde entfernt am anderen Ufer des Flusses lag, und dessen Parkmauern bis zur Donau herabführten. Die in ihr Studium vertiefte junge Frau schenkte ihrer Umgebung keine Beachtung. Sie merkte es nicht, dass die gelbroten, vom Wind getriebenen Blätter ihr Kleid bedeckten. Ja, sie bemerkte es nicht, dass sie nicht mehr allein war, dass jemand dicht neben dem Baum stand und über ihre Schultern in ihr Buch blickte. Erst als eine wohlklingende Stimme „guten Abend!“ sagte, wandte sie sich erschrocken um. Im ersten Augenblick wollte sie das Buch verbergen, im nächsten faltete sie die Hände über demselben. „Guten Abend!“ entgegneten ihr die feinen Lippen fremd. Sie konnte sich wohl denken, wer das war. Sicher der Freund Michaels, der an so viel Rücksicht gewöhnt war. Mit gerunzelter Stirn musterte sie verstohlen seine Erscheinung. Er glich Michael in keiner Weise, er war weder so schön noch so unnahbar. Er

hatte ein sehr bleiches Gesicht, große blaue Augen, dichtes kastanienbraunes Haar und einen kurzen Bart, eine schlanke Gestalt und wohlgepflegte, weiße Hände.

„Sie haben sich hier ein hübsches Plätzchen ausgesucht, Olga Hodelitsch, wie in einem Märchen“, begann er ungezwungen, als ob sie alte Bekannte wären. „Sie erlauben, dass ich mich vorstelle: Ich bin Doktor Tichy, jetzt Ihr Vetter und für einige Zeit Ihr Hausgenosse. Es ist gut“, fuhr er fort, ihre angenommene Gleichgültigkeit nicht beachtend, „dass Sie wieder Ihre Schulbücher durchsehen. Wiederholung ist die Mutter der Weisheit. Wenn ich nicht irre, haben Sie da eine Geographie. Das war wohl Ihr Lieblingsfach?“

„Ich habe sehr gerne Geographie gelernt und noch lieber Naturgeschichte“, entgegnete sie unwillkürlich.

„Ich auch“, pflichtete er bei, „darum bin ich auch Arzt geworden. Ich möchte in unserer Umgebung ein wenig meine Praxis ausüben. Darf ich Sie dabei um Ihre Hilfe bitten? Ich habe gehört, dass Sie Ihre Eltern gut gepflegt haben.“

„Ich weiß nicht viel“, erwiderte sie lebhafter. „Aber wenn Sie es mir zeigen wollten, würde ich Ihnen gerne helfen. Dort unten“ – sie zeigte auf den Hang – „liegt in einer Hütte eine sehr kranke Frau. Würden Sie sie einmal besuchen?“

„Von Herzen gern, wenn Sie mich hinführen.“

Sie stand augenblicklich auf. „Aber sie ist sehr arm“, setzte sie zögernd hinzu.

„Ich gedenke, nur unentgeltlich zu behandeln.“

„Das ist seltsam, das pflegen die Ärzte sonst nicht zu tun“, entgegnete sie fast bitter.

„Ich will eben eine Ausnahme machen.“

Sie schritten durch das Wäldchen. Etwa eine Stunde später kehrten sie gemeinsam in das Wohnzimmer zurück, wo ein behagliches Feuer brannte. Trotzdem es erst Herbst war, war es in den weiten Räumen schon ziemlich kühl.

„Wie angenehm es hier ist“, sprach der junge Doktor. „Darf ich Sie bitten, Olga, mir ein wenig Zeit zu widmen? Ich möchte Ihnen gerne etwas anvertrauen.“

Sie blickte verwundert in sein ernstes Gesicht. Dann nickte sie, und als er sich in den Lehnstuhl am Ofen setzte, nahm sie auf einem niedrigen, kleinen Sofa Platz. Es war wie für ein Kind, und sie passte dahin, war sie doch selbst noch ein Kind.

„Olga, ich brauche so sehr eine Schwester. Wollen Sie mir eine sein?“

„Ich?“ fragte sie verwirrt. Aber es war ihr, als drängte sich ein warmer Sonnenstrahl ins Herz.

„Ja, Sie. Sie sind einsam; trotz Ihrer Jugend wissen Sie, was leiden heißt, und meiner wartet im Leben nichts anderes mehr als Leiden.“

„Aber warum denn das?“ Unwillkürlich rückte sie näher.

„Ich bin unheilbar krank.“

„Unmöglich!“ Sie betrachtete seine hübsche Erscheinung, und Tränen traten ihr in die Augen.

„Mein Vater hat nur mich. All seine Hoffnungen hat er auf seinen Einzigen gesetzt. Er wird sicher alles Mögliche tun, um mich am Leben zu erhalten. Da ich nicht krank aussehe – vielleicht auch nicht bald krank aussehen werde –, könnte Ihnen sein Benehmen übertrieben und das meinige selbstsüchtig erscheinen. Sie würden uns beiden Unrecht tun. Sie sind hier die Hausfrau; an Ihnen wird es liegen, ob ich mich auf Hodolitsch wohlfühlen kann. Wenn Sie mir eine Schwester werden, wird Ihnen die Gegenwart eines Kranken, der zeitweise Sorge und Arbeit verursacht, nicht zur Last fallen. Als Arzt hatte ich öfters Gelegenheit zu sehen, wessen die Liebe einer Schwester fähig ist. Als wir zusammen durch den Wald gingen, kam mir ein guter Gedanke: ich habe von Kind auf so gerne unterrichtet. Sie sind noch so jung; durch Ihre frühe Verheiratung wurde Ihnen die Möglichkeit genommen, irgendwelche höhere Schule zu besuchen, was Sie gewiss getan hätten. Meine Krankheit hindert mich an der freien Ausübung meines Berufes in der Öffentlichkeit. Ich werde Ihnen sicher sehr zu Dank verpflichtet sein, und Schulden drücken. Wenn Sie mich als Bruder annehmen, können Sie mich auch als Lehrer annehmen. Mir würde dadurch die Zeit vergehen, ich würde ein wenig mein Elend vergessen, und Sie würden dadurch gewinnen.

Darf ich als Ihr kranker Mitbruder Sie bitten: Ermöglichen Sie mir, die Zeit, die mir noch bleibt, nützlich zuzubringen!“

„Ach, bitten Sie nicht!“ Sie streckte abwehrend die Hand aus. „Ich will ja alles tun, was Sie wollen, denn es tut mir so leid um Sie. Aber Sie irren sich. Alle denken dass ich beschränkt und dumm bin, dass ich nichts lernen kann und nirgends anders hingehöre als in die Küche.“ Die Bitterkeit eines verwundeten Herzens zitterte in ihrer Stimme. Der Doktor tat, als verstünde er sie nicht. „Ein Lehrer kann seine Schülerin nicht anders beurteilen, als aus eigener Erfahrung. Und was die Küche anbelangt, so muss ich Sie als Arzt und Chemiker in Schutz nehmen. Ich habe oft selbst gekocht und würde es noch jetzt gerne tun, wenn es meine Lunge verträge. Aber gut zubereitete Speisen sind nach meiner Meinung die besten Schutzmittel gegen Krankheiten. Sie sind uns Ärzten eine wichtige Hilfe bei der Genesung. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich sehr darauf achten, dass mein ganzes Gesinde gesund wäre.“

„Sie betrachten das also nicht als einen Dienst?“ forschte sie gespannt. Ihr Gesicht hatte sich belebt und sah beinahe hübsch aus.

Aber natürlich, für den allerbesten und wichtigsten Dienst, den man der Menschheit leisten kann. Sehen Sie mich an: ich bin noch so jung, und dennoch fehlt mir eine wichtige Lebensbedingung: die Gesundheit. Diese Gesundheit den Menschen zu bewahren oder wiederzugeben ist wichtiger als alle Erforschungen der Wissenschaft und alle Ausübung der Kunst. Nicht wahr, Sie werden jetzt mit größerer Achtung als bisher auf die Kochkunst blicken? Mir selbst kann nur diese Kunst Erleichterung bringen, ja, unter Umständen das Leben verlängern.“

„Ihnen?“ Sie errötete ein wenig. „Wenn Sie mir sagen wollten, was Sie essen und was Sie nicht essen dürfen, dann würde ich gerne dafür sorgen.“

„Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie mich als Bruder annehmen und mir erlauben wollen, mich als Lehrer erkenntlich zu zeigen.“ Er streckte seine Hand aus, und sie legte die ihre ohne Zögern hinein.

„Jetzt sagen Sie mir aber, was Ihnen fehlt, was Ihnen weh tut.“

„In diesem Augenblick nichts, mein Schwesterchen. Es ist mir bei diesem Ofen so wohl, als wäre ich in Italien. Sonst habe ich oft Schmerzen in der Brust und im Rücken.“

„Aber der Husten quält Sie doch nicht?“

„Nein. Ich huste nur, wenn ich mich erkälte. Aber dann ist es schlimm mit mir. Auch in der Seite habe ich heftige Schmerzen.“

„Vielleicht könnten Sie sich auf jenes Ruhebett legen“, riet sie voll eifriger Besorgnis.

„Gern, wenn es dem Ofen näher wäre; aber es ist mir zu entfernt.“

„Dann will ich Ihnen dieses Stühlchen unter die Füße und dieses Kissen geben, dass Sie den Rücken anlehnen können. Mein Vater war auch lungenkrank und hatte oft große Schmerzen im Rücken.“

Er erlaubte ihr, ihn zu bedienen. Er hielt nur einen Augenblick die kleine Hand fest, die ihm so gewandt das Kissen zurechtmachte, und ein seltsames, beinahe siegesfreudiges Lächeln spielte um seine Lippen.

„Jetzt will ich Ihnen einen Tee kochen, wie ich ihn meinem Väterchen zu kochen pflegte. Er ist zwar nur aus unseren Gebirgskräutern, aber er wird Ihnen sicher Erleichterung bringen. Vielleicht können Sie ein wenig nach dem Weg ausruhen.“

Bevor der junge Arzt es merkte, war sie leise verschwunden wie ein guter Geist.

„Duro, was hast du mit ihr gemacht?“ erklang es mit bewegter Stimme über dem Leidenden.

„Vater, du bist hier? Hast du gesehen, wie sie mich bedient hat?“

„Freilich, ich habe meinen Augen und Ohren kaum getraut. Darum frage ich dich, was du mit ihr gemacht hast.“

„Nichts. Ich habe an ihr weibliches Herz appelliert, und nicht vergeblich. Es hat mir mit der ihm angeborenen Teilnahme erwidert. Vater, hilf mir, sie zu erwecken, sie für Michael zu erziehen, bis er zurückkehrt; glaube mir, in dieser unscheinbaren Hülle schlummert eine schöne Seele, ein edler Charakter. Und sie ist ja noch ein Kind. Wenn sie die Hülle des Übergangsalters abstreift, wird sie sich auch körperlich entwickeln. Du hast öfter gewünscht, dass ich kräftiger essen möchte; das will ich gerne tun. Natürlich werdet ihr beide

mitessen. Sie ist von Kind auf nur an schmale Kost gewöhnt, und hier hat sie vor Herzeleid kaum dem Essen zugesprochen. Ich werde dafür sorgen, dass sie auch ohne ärztliche Vorschrift dieses beste Stärkungsmittel anwendet.“

„Nun, versuche es“, meinte der Vater gutmütig, und im Geiste fügte er hinzu: „Du wirst sicher enttäuscht sein.“

„Nein, unsere Gnädige ist doch wirklich komisch“, erzählte die Dienerschaft in den ersten zwei Wochen nach der Ankunft des jungen Doktors. „Jede Weile anders, das reine Aprilwetter. Wer weiß, wie lange das nun bei ihr anhalten wird! Freilich, wenn es dabei bliebe, könnten wir uns nur gratulieren. Seitdem sie die Aufsicht über die Küche führt, haben wir besseres Essen und überall Ordnung. Für die Herren kocht sie meistens selbst, weil der Herr Doktor nicht ganz gesund ist. Nachmittags lernt sie bei ihm aus Büchern, als ob sie noch zur Schule ginge. Am Abend kocht sie Medizin und macht nach seiner Anweisung Pulver, ganz wie in der Apotheke. Überhaupt ist sie ganz anders, viel gesprächiger. Und wenn gar eins unserer Kinder erkrankt, ist sie ganz Fürsorge und Teilnahme.“

Ach ja! Die junge Frau glich einer Blume, die bisher im Schatten verkümmert war und sich nun im Sonnenschein zu entfalten begann. Herr Martin hatte längst vergessen, dass er ihr zürnen wollte. Pfl egte sie doch seinen Sohn so gut, dass er immer kräftiger wurde, ja, trotz des früh hereingebrochenen Winters täglich seine Kranken besuchen konnte.

\* \* \*

„Olga, bitte, kommen Sie heute mit mir“, bat der Doktor an einem klaren Winternachmittag. Die Pferde scharrt ungeduldig im Schnee, sie bestiegen den Schlitten, und fort ging es durch den schneebedeckten Hag<sup>4</sup>.

„Warum haben Sie mir befohlen, mein bestes Kleid, sowie Pelz und Mütze anzuziehen?“ forschte sie, wohl durch den verwundernten Blick des Kutschers aufmerksam gemacht.

---

<sup>4</sup> Felder und Wiesen, die zum Gutshof gehören.

„Darum, Olga, weil wir die kranke Frau Baronin, unsere Nachbarin, besuchen wollen. Sie wünscht, Sie kennenzulernen und hat mich beauftragt, Sie mitzubringen.“

„Aber Āuro, was soll ich dort? Die Dame ist eine Adlige, an vornehme, geistreiche Gesellschaft gewöhnt.“

„Haben Sie keine Angst, es ist nicht so schlimm. Sie ist eine leutseilige ältere Dame. Sie hat eine junge Gesellschafterin, eine wahrhaft fromme Engländerin. Möglich, dass wir beide dort etwas gewinnen. Denn wenn ich mich mit ihnen vergleiche, muss ich gestehen, dass wir – gelinde ausgedrückt – Heiden sind.“

„Frau Baronin Zamojska ist wohl eine Kroatin?“ – „Ja, aber sie war mit einem polnischen Edelmann verheiratet und hat lange Jahre in London gelebt, wo ihr Gatte Gesandter war. Dort ist sie auch aus der römischen Kirche ausgetreten.“

„So? Aber Āuro, ich schäme mich, zu ihr zu gehen. Ich bin so unbeholfen, so unwissend.“

„Das Vorbild adelt. Ich will nicht, dass meine Schwester unter uns Männern verkümmere. Sie brauchen Verkehr mit Damen, von denen Sie etwas lernen können.“

„In dieser kleinen Weile, die ich da bin, lerne ich nichts.“

„Sie werden öfters hinkommen. Sorgen Sie dafür, dass Sie sich nützlich machen.“

Das Herz der jungen Frau klopfte fast hörbar, als sie die Schwelle des schön eingerichteten Schlafzimmers überschritt, das nur durch einen Vorhang von einem kleinen Salon getrennt war. Auf einem bequemen Sofa ruhte eine Dame, die weder jung noch schön war. Sie lauschte den Klängen eines Liedes, das unter Klavierbegleitung von einer reinen Frauenstimme gesungen wurde. Und dennoch überraschte der vergeistigte Ausdruck, der auf diesen edlen Zügen lag. Zwei durchsichtige Hände streckten sich Olga Hodolitsch mit so viel Wärme entgegen, dass ihre ängstliche Scheu von ihr wich. Unwillkürlich beugte sie die Knie und drückte einen schüchternen Kuss auf diese Hände.

„Willkommen, liebes Kind!“ sagte die Dame auf Kroatisch. Wie gut, dass Olga diese Sprache beherrschte. „Doktor Tichy hat ver-



sprochen, Sie einmal mitzubringen. Es ist nett von ihm, dass er sein Versprechen erfüllt hat, und von Ihnen gleichfalls, dass Sie gekommen sind.“

Das leise Präludium auf dem Klavier war verklungen. Zwischen den Vorhängen erschien die anmutige Gestalt einer blonden jungen Engländerin. Die Damen wurden einander vorgestellt: „Fräulein Ruth Morgan – Frau Olga Hodolitsch“. Solange der Doktor mit seiner Patientin sprach, gingen die beiden auf Wunsch der Frau Baronin in den kleinen Salon.

„Sie haben so schön gespielt und gesungen, Fräulein“, wagte Olga schüchtern zu bemerken. Das Fräulein sprach auch kroatisch.

„Spielen und singen Sie auch, gnädige Frau?“ – „Ach nein. Ich habe spielen gelernt, aber nur die Anfänge. Dann wurde mein Vater krank, der Unterricht wurde abgebrochen, und sein Tod machte allem ein Ende. Und ich hätte es doch so gerne gelernt!“

„Gnädige Frau, ich habe genug freie Zeit und ein eigenes Instrument in meiner Stube. Wenn es Ihnen die Umstände erlauben, würde es mich freuen, Sie weiter zu unterrichten. Die Musik ist eine Gabe Gottes, die uns zu unserem Trost auf Erden gegeben ist. Durch sie können wir unseren Gott und Herrn am schönsten verherrlichen.“

„O, ich würde gerne kommen, es ist ja so nahe. Aber würde die Frau Baronin damit einverstanden sein?“

„Meine Herrin?“ Ein liebevolles Lächeln spielte um die Lippen der jungen Dame. „Wir wollen sie fragen. Sie sollen es selbst sehen.“

„Sie ist sicher sehr gut?“

„Sie ist eine Jüngerin jenes Herrn und Meisters, dessen Herz nur von Liebe erfüllt war.“

„Welches Herrn?“

„Jesus von Nazareth. Lieben Sie ihn auch, Frau Hodolitsch?“

„Ich?“ fragte Olga verwirrt. „Gewiss, ich weiß von ihm, aber ich habe noch nie daran gedacht, dass ich ihn lieben sollte. Er ist so hoch, so fern.“

„Meiner Gebieterin und mir ist er nicht ferne. In ihm leben und sind wir. Mit ihm beginnen und beschließen wir den Tag. Er wohnt hier bei uns.“

In diesem Augenblick hob der Doktor den Vorhang, und die beiden jungen Damen kehrten in das Schlafzimmer zurück.

„So, liebes Kind, setzen Sie sich näher zu mir. Ruth wird uns einen Imbiss bestellen, Sie müssen eine kleine Erfrischung annehmen. Bleiben Sie bei mir, es wird mich erheitern. Der Herr Doktor geht inzwischen zu unserem kranken Gärtner; der liegt hier im Erdgeschoß. Mit dem Essen warten wir auf ihn.“

„Nicht doch, gnädige Frau, ich bitte, nicht auf mich zu warten, falls ich mich länger aufhalten sollte. Ich nehme auch später gerne an, und Sie bedürfen einer Erfrischung.“

„So, jetzt sind wir allein“, sprach die Dame, ihrem jungen Gast über das glatt gekämmte Haar streichend. „Wir können uns leichter bekannt machen. Von dem Herrn Doktor habe ich gehört, dass Sie gerne und gut Kranke pflegen. Der Besuch bei Ihrer kranken Nachbarin wird Ihnen also nicht langweilig werden.“

„O, mir ist er nicht langweilig“, entgegnete Olga kopfschüttelnd, „eher der Frau Baronin mit mir.“

„Sie werden für das Gegenteil sorgen, Sie werden mir etwas aus Ihrem Leben erzählen. Das nächste Mal will ich Ihnen einiges aus dem meinigen mitteilen.“

Und siehe da, Olgas schweigsame Lippen öffneten sich. Es war nicht viel, was sie aus ihrem Leben mitteilen konnte. Sie gab einen kurzen Überblick über ihre Kindheit. In ihrer frühen Jugend hatte sie alles, was sie liebte, zu Grabe getragen.

„Liebes Kind“, fragte die Dame plötzlich, „wo ist Ihr Gatte?“

„Er ist nach Brasilien gegangen.“ – „Und wie ist es ihm unterwegs ergangen?“

„Das weiß ich nicht.“ Der lebhafteste Ausdruck erlosch auf dem blasen Gesicht.

„Haben Sie noch keine Nachricht bekommen?“

„Nein und es wird auch keine kommen“, sprachen die jungen Lippen hart. Aber die Hand der Dame verscheuchte liebkosend die

Wolken von ihrer Stirn. „Zürnen Sie ihm?“ – „Nein, Frau Baronin, er zürnt mir.“

„Was haben Sie ihm denn getan?“ – „Glauben Sie mir, nichts. Aber er hat die Verbindung mit mir nicht gewünscht, so wenig wie ich sie gesucht habe. Sein Vater hat sie auf seinem Sterbebett gewünscht, und wir haben seinen Willen erfüllt. Aber wir hatten uns zuvor nie gesehen. Als ich dann herkam, so hässlich und dumm, wie er sagte, da konnte er meinen Anblick nicht ertragen; darum ging er von zu Hause fort.“

Eine einsame Träne tropfte über die bleiche Wange.

Die Dame trocknete sie mit ihrem feinen Tüchlein ab.

„Nur getrost, mein Kind, der Herr Jesus wird noch alles wohlmachen. Das ist freilich ein großes Leid, dass Ihr Mann Sie nicht liebt; aber der Sohn Gottes, der Schönste unter den Menschenkindern, Er liebt Sie. Was Sie da von Dummheit und Unwissenheit gesagt haben, ist nicht stichhaltig. Nicht derjenige ist dumm, der nicht lernen konnte, sondern derjenige, der nicht lernen will. Auch Ihrer Unscheinbarkeit lässt sich abhelfen. Sehen Sie zum Beispiel, diese geschmacklose Frisur kleidet Sie nicht und ebenso wenig der Schnitt Ihres Kleides. Meine Ruth ist ein Muster von Schönheitssinn und wahrer Eleganz in christlichem Sinne. Sie werden sich mit ihr befreunden und ohne Worte durch ihr bloßes Beispiel vieles von ihr lernen.“

„O, so fein werde ich niemals sein“, seufzte sie traurig.

„Das können Sie nicht wissen.“

„Sie hat mir angeboten, mir Klavierstunden zu geben, wenn Sie, Frau Baronin, es erlauben.“

„Sehr gern, mein Kind. Kommen Sie wenigstens jeden zweiten Tag, denn jeden Tag zu kommen, würden Ihre übrigen Pflichten nicht gestatten. Dabei können Sie auch Englisch lernen. Aber da bringt man schon den Kaffee. Also, es bleibt dabei. Über den Winter werden Sie fleißig lernen, und wenn der Herr wieder Gesundheit schenkt, nehme ich Sie mit auf Reisen, sobald der Frühling kommt...“

„Nun, Olga, nehmen Sie es mir noch übel, dass ich Sie zur Frau Baronin geführt habe?“ fragte der Doktor scherzend auf dem Rückweg.

„O nein, Āuro, ich danke Ihnen innig. Ich habe gar nicht gewusst, dass es so gute Leute auf der Welt gibt.“

„Wissen Sie, warum sie so gut sind? Weil sie Christus lieben, und weil er ihr Leben ist ...“

\* \* \*

Zur gleichen Zeit kniete im Schloss von Zamojska Ruth Morgan am Lager ihrer Herrin, und die bleichen Lippen der Kranken sprachen vertrauensvoll:

„Herr, wir danken dir, dass du uns Gelegenheit gibst, diese beiden teuren Seelen zu dir zu führen. O rette du sie bald, besonders diesen lieben Doktor. Er hat ja bekannt, dass er sich schon lange nach Licht sehnt, und er scheint nicht gesund zu sein. Und jenes arme, vernachlässigte Kind erwecke du zum Leben und gebrauche es als ein Werkzeug deiner Gnade. Aber rette auch ihren unglücklichen Mann! Tritt ihm entgegen auf seinen Wegen der Auflehnung und der Sünde! Öffne ihm die Augen auf irgendeine Art, und dann verbinde du, was die Sünde getrennt hat, sei es zeitlich oder ewig ...“

\* \* \*

Sechs Jahre – welch eine lange und wieder auch, welch eine kurze Zeit! Sie fliegt dahin wie ein Zugvogel, nur mit dem Unterschied, dass das, was vergangen ist, nimmer wiederkehrt.

Wieder schaukelte ein Schiff auf den Wellen der Donau. Aber es war diesmal keine Herbstnacht, sondern ein schöner Frühlingmorgen. Auf dem Verdeck stand Michael Hodolitsch und betrachtete die aufgehende Sonne. Er kehrte in die Heimat zurück, nach der er sich in der Fremde so oft gesehnt hatte. Er durfte schon heimkehren. Dank dem treuen Schaffen Onkel Tichys und seiner eigenen Bemü-

hungen lag der Betrag jener Vierzigtausend auf Olgas Namen in der Bank.

Und der väterliche Stammsitz war von Schulden befreit. Mit gutem Gewissen konnte er vor seine Frau hintreten und ihr übergeben, was sein Vater sich zu Unrecht angeeignet hatte – und dann jene unwürdige Verbindung lösen.

Hodolitsch hatte jenseits des Meeres nicht nur Gold, er hatte auch die eine köstliche Perle gefunden, oder meinte doch, sie gefunden zu haben. Aus der Heimat war er als Gottesleugner gezogen, nun kehrte er mit dem stolzen Bewusstsein zurück, dass er ein Christ geworden war, ein Mitglied des weltweiten „Christlichen Vereins Junger Männer“, der besonders in Nordamerika reges Leben entfaltete. „Du Mann, was weißt du, ob du die Frau werdest seligmachen?“ stand es in der Bibel geschrieben. Und weiter oben: „So nun aber der Ungläubige sich scheidet, so lass ihn sich scheiden. Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gefangen in solchen Fällen.“ Ihre Ehe war ja überhaupt keine Ehe, sie hatten einander niemals angehört. Jene sinnlosen Zeremonien und Gelübde vor dem Priester waren – gelinde ausgedrückt – eine Sünde gegen den Willen Gottes, unwürdige Bande, die er zerreißen musste. Und alles, was in seiner Vergangenheit gewesen, hatte das Blut des Sohnes Gottes reingewaschen.

Nach dem, was der Onkel von seiner Frau schrieb, müsste mit ihr eine große Veränderung vorgegangen sein. Maßgebender war für ihn, dass Ďuro sie nach seiner ersten ungläubigen Antwort nie wieder erwähnt hatte. Ďuro hatte sich sicherlich getäuscht; er würde seine Frau so wiederfinden, wie er sie sich vorstellte, sooft seine Gedanken sie streiften.

Nun, er wollte eins tun: er wollte ihr ein Zeugnis von Christus ablegen – und ihr dann ihre Freiheit zurückgeben. Für ihre Zukunft war in hinreichender Weise gesorgt. Wenn sie sich wieder verheiratete, so war das für sie keine Sünde. Er wollte frei bleiben und nach Paulus' Rat keine Frau suchen. Er hatte Gelegenheit gehabt, in Brasilien einige abschreckende Exemplare kennenzulernen. Aber auch die

christlichen Frauen Nordamerikas entsprachen in keiner Weise dem Ideal der Frau, das er jetzt hatte.

Noch ein paar Augenblicke – und das Schiff landete im Hafen. Die heimatlichen Ufer rückten immer näher. O, wäre er doch auch schon am Ziel der ersehnten Freiheit, das er sich in sechs langen Jahren Tag für Tag ausgemalt hatte!

Am Landungsplatz wartete der Wagen von Hodolitsch. Ein unbekannter Kutscher begrüßte ihn ehrerbietig und überreichte ihm ein Brieflein von Onkel Tichy. Dann besorgte er das Gepäck, und fort ging es in raschem Trab. Der Onkel entschuldigte sich, dass er durch dringende Arbeit abgehalten war, ihn persönlich abzuholen. Endlich tauchten die Mauern des stattlichen Herrenhauses auf. Um die Freitreppe, ja bis ins Stockwerk hinauf rankten sich Weinreben. Ein Lächeln überflog das Gesicht des jungen Mannes. Man merkte es, dass ein praktischer Idealist hier schaltete und waltete. Oben auf der Treppe wurde ein grauhaariger Männerkopf sichtbar, der nach dem Wagen Ausschau hielt. Nun hat er ihn entdeckt; er lächelt und schwenkt den Hut. Dem Hodolitsch wurde es warm ums Herz. Kein Wunder, er geht nach Hause. Noch ein paar Augenblicke, und er liegt in den Armen des Onkels. Ein Wort gibt das andere, die helle Stimme des jungen Herrn erklingt in dem Hausflur, wo blumengeschmückte Fenster und musterhafte Ordnung und Sauberkeit ihm von allen Seiten entgegensehen. Schönheit und Anmut grüßt ihn auch in den Zimmern auf Schritt und Tritt. Hodolitsch erkennt seine frühere Stube wieder und erkennt sie doch nicht recht.

„Also, Ďuro hat mich nicht hier erwartet? Er ist tatsächlich angestellter Arzt bei Zamojskys?“

„O, schon seit zwei Jahren, seitdem die Frau Baronin ihr Krankenhaus eröffnet hat. Er hat dort eine schöne, seinen Kräften und Gaben angemessene Stellung.“

„Und seine Gesundheit?“

„Schwach, wie immer. Aber der Winteraufenthalt in Italien, wohin er die Damen begleitet hat, hat ihm sehr gut getan; er fühlt sich frischer.“

„Und Olga?“ kam es endlich mit Widerwillen über Hodolitschs Lippen.

„Du hast mir nicht erlaubt, sie zu benachrichtigen, sie ist gerade jetzt nicht daheim. Die Frau Baronin ist vergangene Woche nach England gereist; Olga vertritt sie auf Orlice.“

Der junge Mann hätte gerne gefragt, worin sie denn die adlige Dame vertreten könne, aber der Onkel schien keine Lust zu haben, weiter darüber zu sprechen. Außerdem wurden sie zum Vesperbrot gerufen.

\* \* \*

„Und nun muss ich zu ihr. Als Christ bin ich meinem Gott diese Selbstüberwindung schuldig“, so grübelte er etwa eine Stunde später, als sie von einem Rundgang durch Hof und Garten zurückkehrten, wo er überall große, vorteilhafte Veränderungen wahrgenommen hatte. Wer ihn so durch den Hag dem Schloss von Zamojsky hätte zuschreiten sehen, hätte unwillkürlich gedacht: „Wohin und warum eilt er so?“

„O läge jene Begegnung schon hinter mir!“ klang es in seinem Inneren. Die Sonne rüstete sich zum Untergang. Im Frühlingszauber lag die Welt vor dem einsamen Wanderer da. Als er die Brücke betrat, die über die Donauwindung führte, da war es, als blickten die warmen Sonnenstrahlen verwundert in das Gesicht des schönen Hodolitsch.

Dieses war merklich verändert. Er war männlicher, gebräunt, aber auch hager geworden. Jene sechs Jahre harter Arbeit hatten ihre sichtbaren Spuren hinterlassen. In dem Moment, wo er das Parktor öffnete trug ihm der warme Frühlingswind süßen Blumenduft entgegen. Es war wie ein linder Liebesgruß. Er beschleunigte seine Schritte. Beinahe hätte ihn diese Luft in holde Träume eingelullt, und für ihn gab es keine Träume. Vor ihm lag die öde, raue Wirklichkeit, ein Leben der Entsagung.

Er eilte raschen Schrittes die Terrasse hinauf, die im Schatten blühender Kastanienbäume dalag. Dort blieb er in jäher Verwirrung

stehen und machte eine tiefe, aber etwas unbeholfene Verbeugung vor der Dame, die von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet vor ihm stand. Er meinte, nie im Leben einer holdseligeren Erscheinung begegnet zu sein. Sie war hoch und schlank wie die Palmen um sie her. Sie trug ein leichtes mattgelbes Gewand, das ihre Gestalt in anmutigen Falten umfloss. Die reichen goldblonden Flechten umgaben das kleine, edel geformte Köpfchen gleich einem lieblichen Rahmen. Das Gesicht, das zwar nicht den Anforderungen eines Bildhauers entsprochen hätte, war dennoch ungemein fesselnd durch seinen geistvollen Ausdruck, den Abglanz einer schönen Seele und durch seine gewinnende Liebenswürdigkeit. Den rosigen Lippen hätte auch ein Lächeln sehr hübsch gepasst, aber jetzt lag keins darauf. Stattdessen bedeckte eine gewisse Verwirrung das liebe Gesicht. Unmutig und mit stolzer Selbstbeherrschung nahm sie die tiefe Verbeugung des jungen Mannes entgegen.

„Ich bin Michael Hodolitsch“, stellte sich dieser vor.

„Ich möchte mir erlauben, meinen Vetter Ďuro Tichy zu besuchen. Darf ich um Auskunft bitten, wo ich ihn finde?“

„Er ist augenblicklich nicht daheim“, entgegnete sie mit wohlklingender, aber ein wenig verschleierter Stimme.

Michael fuhr sich durch das dichte Haar. Es war ihm peinlich, dass er nicht wusste, mit wem er sprach, noch wie er dieses holdselige Geschöpf anreden sollte. Aber wenn sie am Ende seine Frau war, so musste sie sich ja denken, dass er auch zu ihr gekommen war. Er musste fragen.

„Ich hätte gerne hauptsächlich deshalb mit Ďuro gesprochen, damit er mich zu Olga Hodolitsch führe.“ Das Wort „meine Frau“ wollte ihm nicht recht über die Lippen.

Sie hob die langen Wimpern, die wie geheimnisvolle Schleier auf ihre zarten Wangen fielen. Unwillkürlich überflog ein leises Lächeln ihren Mund.

„Sechs Jahre sind eine lange Frist, da verändern sich die Menschen. Es ist kein Wunder, dass du mich nicht erkennst“, entgegnete sie auf Slowakisch.



„Olga, du? Ist es möglich?“ rief er aus. „Verzeih“, fügte er in tiefer Verwirrung hinzu, „solch eine überraschende Veränderung hatte ich nicht erwartet.“

„Das schadet nichts, du bist ja auch verändert. Der Onkel hat mir nicht gesagt, dass du kommen würdest. Ich hätte mich freigemacht und wäre herübergekommen, um dich zu begrüßen. Du weißt wohl, dass ich Frau von Zamojska vertrete?“

„Du gedenkst also nicht mit mir nach Hause zu gehen?“ fragte er stirnrunzelnd.

„Ich kann die mir anvertrauten Pflichten nicht verlassen.“

Er blickte sie an, wie sie jetzt an seiner Seite schritt. Nicht mehr als ein Gespenst, nein, als die Krone der Schöpfung, als ein Weib in ihrer ersten Jugendblüte.

Höflich erkundigte sie sich, was für eine Reise er gehabt, ob er nicht an der Seekrankheit gelitten hatte. Er musste gestehen, dass diese ihn nicht verschont hatte, umso mehr, da er kurz vorher am Fieber niedergelegen hatte.

„Auch wir hatten sehr darunter zu leiden, Ruth und ich, als wir nach England fuhren.“

„Wann warst du denn in England?“ fragte er verwundert.

„Vergangenes Jahr.“

„Lange Zeit?“

„Fast fünf Monate.“

„Da könnten wir uns ja auf Englisch unterhalten“, scherzte er in der Sprache Englands.

„Warum nicht? Ich liebe diese Sprache, sie ist so reich“, entgegnete sie mit tadelloser Aussprache.

„Hat dich die Frau Baronin mitgenommen?“ forschte er gespannt.

„Sie war so gültig. Aber Ruth und ich, wir weilten dann in verschiedenen Anstalten. Wir wollten verschiedene Krankenhäuser gründlich kennenlernen, um unser Krankenhaus zweckentsprechend einzurichten.“

„Wo ist dieses Krankenhaus?“

„Von der Terrasse aus ist es nicht zu sehen, es liegt nahe an der Donau. „

„Hat Đuro es vollständig in Händen?“

„Als Arzt allerdings.“

„Du sagtest vorhin *unser* Krankenhaus. Seid ihr mehrere da?“

Sie errötete ein wenig. „Die Aufsicht über die Pflegerinnen liegt in den Händen Ruth Morgans. Die Apotheke und die Küche beaufsichtige ich.“

Er machte ein erstauntes Gesicht. „Wie kommst du denn zu solch einem Ehrenamt?“

„Ich habe mein Examen als Apothekerin gemacht und darf Arzneien bereiten.“

Unwillkürlich biss er sich in die Lippen.

Im Laufe des Gesprächs hatte er nicht bemerkt, dass sie in einen Raum voll Blumen und Licht eingetreten waren.

Sie bot Michael einen Platz an und setzte sich selbst mit solch ungezwungener Anmut in eine Sofaecke, dass sie sich ruhig in jeder Gesellschaft sehen lassen konnte. Sie klingelte dabei, und als ein Diener eintrat, sagte sie in fließendem Kroatisch: „Bitte legen Sie zum Abendessen ein Gedeck mehr auf. Wenn der Herr Doktor bis sieben Uhr nicht kommt, warten wir nicht auf ihn. Bestellen Sie Fräulein Ruth, dass Herr Hodolitsch zu Besuch gekommen sei.“

Der Jüngling mit den feurigen Augen verneigte sich und verschwand.

„Ich gedenke nicht, die Gastfreundschaft der mir unbekanntem Frau von Zamojska anzunehmen“, wehrte Hodolitsch ab.

„Du bist nicht bei unserer teuren Mutter zu Gast, sondern bei dem Personal des Krankenhauses.“

Er verneigte sich. „Hat die Dame so großen Nutzen von ihrem Krankenhaus, dass sie sich solch ein *nobles* Personal halten kann?“

„Die Einnahmen sind wohl groß, aber die Ausgaben nicht minder, da wir Arme unentgeltlich behandeln. Für unsere Diakonissen zahlen wir dem Mutterhaus eine schöne Summe so lange, bis unsere Schwestern von ihrer Ausbildung zurückkehren. Sonst kostet sie das *noble Personal* nichts, mit Ausnahme des Doktors. Aber das versteht sich von selbst: Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert. Ruth ist Frau von Zamojskas Gesellschafterin und hat als solche ihr Gehalt. Sie und

ich, wir dienen den Kranken freiwillig aus Liebe und Dankbarkeit gegen den Herrn Jesus.“

Er zuckte zusammen. Wie sie das gesagt hatte! Er war bisher nicht dazu gekommen, ihr ein Zeugnis abzulegen, und nun kam dieser Name so einfach und ungezwungen von ihren Lippen.

Der Diener, der das angerichtete Abendbrot meldete, störte das Gespräch. Sie traten auf die Veranda, die mit einer Glastür versehen war. Von hier aus bot sich eine reizende Aussicht. In den Fluten der Donau, die unterhalb des Parks dahinfloss, spiegelte sich das Abendrot. Alsbald saß eine malerische kleine Gesellschaft beisammen. Außer dem Gast zwei junge Damen, die eine fesselnder als die andere; zwei freundliche Diakonissen; der Verwalter von Orlice und freiwillige Schatzmeister des Krankenhauses, Herr Nikolitsch; ein junger, genesender Student, namens Mraz. Ein Platz war noch leer. Der Diener stellte das Tischchen mit dem Samowar neben die Hausfrau. Eine Schwester reichte die Tassen umher. Als alles bereit war, öffnete sich die Tür. In derselben erschien, vom Abendrot beleuchtet, der junge Doktor. Gerade in diesem Augenblick faltete Fräulein Ruth die Hände und dankte mit einem kurzen Gebet dem Herrn für die vor ihnen liegenden Gaben. Auch der Doktor schloss die Augen und betete. Dafür behielt der Gast sie offen und blickte voll stummer Überraschung von einem zum anderen, bis er sie endlich auf dem Gesicht des Freundes ruhen ließ. Wie seltsam es war! Ja, es war schön mit seiner durchsichtigen Blässe und den feinen blauen Adern an den Schläfen, mit dem Abglanz warmer Liebe in den Augen, die jetzt gerade auf ihm ruhten. Aber diese Schönheit war nicht von dieser Erde. Es lag etwas Himmlisches, Vergeistigtes darin. Im nächsten Augenblick lagen sich die Freunde in den Armen. Als sie sich dann zu Tisch setzten, begann die Mahlzeit.

Wie interessant war das Gespräch während derselben! Nur kluge, gebildete Menschen können sich so unterhalten. Ja, noch mehr – Michael fühlte das – nur wahre Christen! Aber wo waren Āuro und Olga zu diesen Anschauungen gekommen?

Nach dem Essen setzte sich Fräulein Ruth ans Klavier. Nikolitsch ergriff die Geige, Olga mit den Schwestern und dem Studenten

standen um sie her, und ein schöner, vierstimmiger Lobgesang stieg jubelnd zum Himmel empor.

„Aber Ďuro, nun sage mir, was ich mir denken soll?“

Michael umarmte den Freund, der neben ihm auf einem niedrigen Sofa saß.

„Dass wir Christus gefunden haben und dass er uns sehr glücklich gemacht hat, besonders mich. Verzeih, Michael, ich hätte dir längst ein Zeugnis ablegen und dich fragen sollen, ob du die Wahrheit gefunden hast. Wir haben all die Jahre darum gebetet.“

„Ich habe sie gefunden, Ďuro. Aber bei mir ist das nicht verwunderlich. Ich war nicht die ganze Zeit in Brasilien, ich kam nach Nordamerika. Dort hatte ich Gelegenheit, großen Evangelisationsversammlungen beizuwohnen. Aber ihr?“

„Uns lebten zwei Christinnen vor den Augen, das andere hat uns Gottes Geist und Gottes Wort gesagt. Aber, mein Bruder, wiederhole es mir noch einmal: Bist du gerettet?“

„Ich bin auf die Seite Christi getreten.“

Die Herren schwiegen und lauschten dem schönen Gesang. Nach Beendigung des Liedes dankte der Gast für den unerwarteten Genuss. Die kleine Gesellschaft trennte sich, ein jeder ging seinen Pflichten nach.

„Olga, gehen Sie noch ins Krankenhaus?“ fragte der Doktor die junge Frau, die soeben von der Köchin abgerufen wurde.

„Ja, Ďuro, ich habe den Schwestern noch Arzneien herauszugeben und muss auch noch den Speisezettel in der Küche durchsehen.“

„Ich warte auf Sie, wir gehen zusammen.“

„Gern, ich komme gleich.“

Die Herren gingen wieder auf die Veranda und setzten sich auf Korbstühle.

„Ďuro, mein Kamerad, wie geht es dir?“

„Sehr gut, mein Bruder.“

„Das sehe ich – seelisch; aber körperlich?“

„Auch körperlich geht es mir über Erwarten gut.“ – „Siehst du? Und damals sprachst du, als wärest du gar nicht willens, mich zu erwarten. Du wirst auch noch ganz gesund werden.“

„Du hast recht – und gar bald.“ Ein schönes Lächeln überflog das bleiche Gesicht. Aber nun teile mir mit, wie du daheim alles gefunden hast.“

„Vorzüglich. Ich bin deinem Vater zu großem Dank verpflichtet.“

„Es ist wahr, Vater hat sich große Mühe gegeben; aber ohne Olgas Mithilfe wäre das nicht gegangen.“

„Gibt sie sich denn auch jetzt noch mit solch prosaischen Arbeiten ab, wo sie solch eine große Dame geworden ist?“

„Olga eine Dame? Das finde ich nicht gerade. Wenn irgendjemand, dann hat sie am besten die Bedeutung des Wortes *dienen* erfasst. Aber wozu darüber reden? Du wirst dich bald genug selbst überzeugen.“

„Und du fragst mich nicht, was ich zu der Veränderung sage, die mit ihr vorgegangen ist?“

„Eine Veränderung! Das ist wahr. Wir haben längst das schüchterne, unwissende Kind vergessen und uns daran gewöhnt, unsere Schwester so zu sehen, wie sie unser himmlischer Freund gemacht hat. Dir ist sie neu.“

„Du hast dein mir gegebenes Versprechen gehalten, Ďuro. Ich muss meine Worte, die ich damals auf dem Schiff sagte, zurücknehmen. Sie war eben nur ein Kind und hat sich sehr zu ihrem Vorteil entwickelt. Aber gestehe es, du hast dir ihre Erziehung sehr angelegen sein lassen.“

„Ja, mein Bruder. Zuerst tat ich es um deinetwillen; dann um meinetwillen, weil es mir mein trauriges Leben versüßte; später um ihretwillen, als ich ihren wahren Wert erkannte; endlich um des Herrn willen, dem ich eine treue Dienerin erziehen wollte, und das war wohl das Beste. Glaube mir, niemals ist ein Lehrer durch so glänzende Erfolge belohnt worden wie gerade ich. Freilich, solch ein lebenswürdiges Geschöpf hat meine Schule nicht aus ihr gemacht. Aber da kamen vier zarte weibliche Hände dazu. Ihnen gelang es, dem weichen jungen Herzen das Bild weiblicher Würde einzuprägen. Aber weder sie noch ich hätten etwas Dauerndes erzielt, wenn nicht Christus ihr Leben geworden wäre.“

Der Doktor sprach ernst, fast träumerisch.

„Und womit hat sie dir all deine Sorgfalt gelohnt?“ fragte Michael ein wenig ironisch.

„Sie mir? O, mein Freund, niemals hatte ein Kranker eine liebevollere, treuere Schwester. Ohne ihre Pflege hättest du mich kaum noch vorgefunden. Du sollst sehen, wenn sie uns nachkommt, bringt sie mir meinen Mantel, den ich vergessen habe. Sieh, da kommt sie; nun, irre ich mich?“

Der Doktor hatte sich nicht geirrt; die junge Frau brachte seinen Mantel.

„Đuro, Sie haben Ihren Mantel vergessen, und es ist kühl“, sprach sie voll schwesterlicher Besorgnis. In dem Herzen des jungen Mannes regte sich ein hässliches, bitteres Gefühl des Neides. Freilich, Đuro hatte sich diese Liebe in reichem Maße verdient; ihm jedoch war sie zu nichts verpflichtet, denn er hatte ihr niemals etwas geboten. Im Flur des Krankenhauses trennten sie sich. Er ging mit Đuro nach oben, sie verschwand im Erdgeschoß. Der Doktor zeigte dem Gast den Saal mit den Kranken, zwar nur von der Türschwelle aus. Die Patienten grüßten ihn voll Ehrerbietung. Man sah, dass er hier geliebt und geschätzt war. Dann führte er den Freund in die Apotheke.

„Sieh, hier ist Olgas Feld. Sie ist eine vorzügliche Apothekerin. Im Laboratorium kennt sie sich besser aus als ich. Kürzlich hat sie mit Fräulein Ruth eine Reise in die Tatra unternommen, um Heilkräuter zu sammeln. Nun sind wir damit hinreichend versorgt. Ruth ist Botanikerin vom Fach. Als wir in Italien waren, haben wir auch von da manches mitgebracht.“

„War Olga auch mit euch?“

„Natürlich.“

„Liegt denn der Baronin so viel an ihr?“

„Sie liebt sie und betrachtet sie als ihre Tochter an Stelle der eigenen, die Gott ihr vor Jahren genommen hat. Sie blickt mit so viel Freude auf sie wie ich. Wir werden beide nicht mehr lange hier sein. Die Dame halten nur die Gebete derjenigen, die sie lieben. Ich fürchte, bei mir ist es auch so, obwohl ich mich nicht mit ihr vergleichen kann. Aber es freut uns, dass in dieser jungen Arbeiterin ein

Ersatz zurückbleibt. O Michael, wie glücklich bin ich, dass du als Christ zurückkehrst! Du wirst sie nicht hindern. Aber ich habe geglaubt und vertraut, dass es so kommen würde.“

„Du hast recht; ich gedenke sie nicht zu hindern, sondern ihr zu helfen. Ich will sie selbständig machen, den ihr gebührenden Anteil samt den Zinsen in ihre Hände legen und dann die Scheidung beantragen.“

„Michael, so sprichst du als Christ?“

„Es sind der Bruder und die Schwester nicht gefangen in solchen Fällen.“

„Ja, wenn sie ungläubig wäre.“

Hodolitsch wurde verwirrt. Er blickte starr ins Leere.

„Aber bedenke, unsere Verbindung hat die Sünde zustandegebracht.“

„Ja, aber Christus kann diese eure Verbindung neu knüpfen und heiligen. Ihr seid euch gegenseitig noch fremd.“

„ Und wir werden uns nie aneinander gewöhnen.“

„Nun, dann könnt ihr immer noch auseinandergehen. Aber nicht früher, bevor ihr nicht ehrlich versucht habt, euch gegenseitig kennenzulernen und zu ergänzen.“

In tiefen Gedanken versunken verließ der junge Mann den Sitz der Freunde. Der Doktor wurde in den ersten Stock zu einem Schwerkranken gerufen. Olga blieb in der Apotheke, denn es galt, eilig eine Medizin zu bereiten. Sie geleiteten den Gast nur eben zur Tür und dieser schied mit sehr gemischten Gefühlen.

\* \* \*

Eine schöne Sommernacht lag über der Donauwindung. Die Sterne spiegelten sich in den Wellen des mächtigen Stromes, der ungehemmt dem Schwarzen Meer zueilte. Am Ufer unter den dichtbelaubten Bäumen ging die junge Frau ruhelos auf und nieder. Man sah ihr an, dass sie alles um sich her vergessen hatte. Auf ihrem Gesicht malte sich heftiger Kampf, der nicht zur Ruhe kommen wollte, da nirgends der Sieg winkte. Was ging in diesem erregten jungen

Herzen vor?

„Herr Jesus“, rief sie endlich aus, faltete die Hände und drückte sie an die stürmisch wogende Brust, „gib mir Licht, ach, gib mir Licht!“ Sie setzte sich auf einen Felsblock, der hier den Fluss überragte, und blickte in die Fluten, die im Silberlicht des Mondes erglänzten.

„Bisher habe ich meinen Weg so klar vor mir gesehen“, fuhr sie in halblautem Gebet fort, „und nun ist mir alles so dunkel. Ich weiß nicht, wo meine Pflicht anfängt und wo sie aufhört. O, gib mir Licht!“

Zu ihren Füßen rauschten die Wogen, jenseits des Ufers rauschten die Bäume des Waldes. Es war, als sängen sie ihr das Lied süßer, überirdischer Sehnsucht:

*An den Ufern des Paradieses in fernen Landen*

*Winken die Palmen.*

*Das strahlende Leuchten des kristallinen Meeres,  
die Lilien duften süß.*

*O ewiges Reich von überirdischer Schönheit,  
von deinen Ufern schallt es mir zu:*

*Komm heim, komm heim, verlasse die Welt!*

Ach, es gibt Augenblicke, da es dem Herzen scheint, dass nur der Tod Erlösung und Befreiung bringen könnte. Jahre waren vergangen, die sie in eifriger Arbeit und ernstem Studium verbracht hatte. Es waren lange Jahre, und doch waren sie vergangen wie ein Traum. Gleich einer verschmachtenden Blume hatte sich das einsame Herz dem Tau des lebendigen Wassers und dem Licht der ewigen Sonne erschlossen. Ein großes Glück, wie es die Aufnahme Christi mit sich bringt, hatte ihr Leben mit rosigem Schimmer verklärt, und da hatte die Seele vergeben gelernt. Olga Hodolitsch hatte vergessen, dass ihr Mann ihr solch eine Schmach angetan, dass er von ihr gegangen war und sie in völliger Unwissenheit und Hilflosigkeit zurückgelassen hatte. Wenn sie in die Vergangenheit zurückblickte, musste sie ihm recht geben. Sie war so gewesen, wie er sie beschrieben hatte. Nur der Herr Jesus und diejenigen, in deren Herzen seine Liebe wohnte, hatten sie emporheben und zu einem nützlichen Mitglied der



menschlichen Gesellschaft machen können. Nun, Olga hatte geglaubt, dass sie längst alles vergeben und vergessen hatte – und jetzt? Sie erkannte, dass die Wunde nicht geheilt war. Alte Erinnerungen lebten auf, furchtbare Augenblicke erstanden aus dem Grab. Es war ihr, als führte man sie heute vom Grab der Mutter weg, das Herz voll Trauer und Verlassenheit. Dann kam die Hoffnung geflogen, dass sich der Waisen ein Heim öffnete, und jugendliche Träume und Luftschlösser erfüllten das Herz. O, wie nahm sie sich vor, ihr Leben lang den Hodolitschs zu dienen und ihnen die Liebe zu vergelten, mit der sie sie in die Familie aufnehmen wollten. Und als sie Michael zum ersten Mal gesehen, wie hatte ihm ihr Herz entgegen geschlagen! Der schöne Jüngling übertraf alle ihre Vorstellungen und mädchenhaften Ideale.

Und dann jene furchtbare Enttäuschung! Ach, wie schrecklich waren diese Erinnerungen! Gefühle, die sie jahrelang zurückgedrängt hatte, traten an die Oberfläche. Dieser Mann, der heute vor sie hingetreten, war ihr vollständig fremd. Kein Faden von Sympathie verband ihr Herz mit dem seinigen. Ja, fremd, fremder wie irgendeiner der Patienten, die dort im Krankenhaus lagen und ihrer Hilfe bedurften.

Einst – vielleicht in dem Wunsch, den Neffen zu entschuldigen – hatte Tichy ihr das bisher ungelöste Rätsel enthüllt, warum Michael in die Heirat mit ihr eingewilligt hatte. Für einen Augenblick hatte es ihn in ein günstigeres Licht gestellt, dass er bereit gewesen war, sich zu opfern, um dem Vater zu helfen.

Aber als sie darüber nachdachte, erkannte sie mit Schmerz, dass er ihr anstatt des Brotes, nach dem sie hungerte, einen Stein, anstatt verwandtschaftlicher Liebe ein Stück Gold bieten wollte. Sie war fest, ja unwiderruflich entschlossen, jene Tausende, um deren willen er die Heimat verlassen hatte, niemals anzunehmen. Es waren seine Schwielen, und sie bedurfte ihrer nicht. Wenn sein Opfer das Gewissen des unglücklichen Onkels beruhigt hatte, so hatte es für jene Stunde Gültigkeit gehabt, weiter nicht. Als sie von ihrem väterlichen Freund vernommen, dass Michael zurückzukehren ge-

dachte, hatte sie sich bemüht, im Schloss von Hodolitsch alles so zu ordnen, dass sie dessen Schwelle nicht mehr betreten musste.

Sie hatte zwar als Apothekerin des Krankenhauses kein Gehalt, aber sie brauchte es auch nicht. Sie ließ sich genügen, wenn sie Kleidung und Nahrung hatte. Außerdem hatte sich ihr in den letzten zwei Jahren eine kleine Einnahmequelle erschlossen: sie verstand es vorzüglich, Marmeladen und Fruchtsäfte einzukochen. Die Köchin des Hauses hatte ihr die Adressen einiger Geschäfte verschafft, die ihr dieselben abnahmen. Onkel Tichy wehrte ihr nicht darin. Auf diese Weise deckte sie ihre Ausgaben für Kleidung und Schuhe. Ja, es blieb sogar noch etwas für ihre Reisen.

Seitdem sie erfahren hatte, was für ein Kapital das war, dessen Zinsen sie bisher bezogen, hatte sie von Hodolitschs keinen Heller mehr angenommen. Nur Onkel Tichy wußte es, dass die für sie bestimmten Zinsen für Reparaturen in Haus und Garten und zur Deckung des Haushaltes verwandt wurden. Er ließ sie gewähren, und so hatten sie mit vereinten Kräften Michaels Rückkehr ermöglicht und seinen Besitz zu einer Blüte gebracht, welche den Neid und die Bewunderung der Nachbarn erregte.

Er hatte durch seinen sechsjährigen Aufenthalt in der Fremde nichts verloren, er kehrte mit reichen Erfahrungen zurück. Und wenn ihm der Mammon so teuer war, dass er Olga damit alles zu bezahlen gedachte, was sie an seiner Seite entbehrt hatte, konnte er sich daran erfreuen.

So hatte Olga zeitweise gegrübelt. Sooft ihr einfiel, dass sie als seine Frau zu ihm zurückkehren müsste, hatte sie diesen Gedanken als etwas Unmögliches, Schreckliches verscheucht. Er wollte für den Mammon, sie wollte für Christus leben. Er war ihr fremd, sie war ihm widerwärtig. Sie waren sich niemals Mann und Weib gewesen. Jene zu Unrecht bestehende äußere Verbindung konnte er leicht lösen. Er war der schöne, reiche Hodolitsch und konnte unter hundert Frauen wählen. Sie wollte sich gerne mit der Aufgabe begnügen, die ihr der Herr gegeben hatte.

So hatte sie früher wohl gedacht, aber was nun? O, ersehnte Freiheit, wohin bist du entschwunden? – Michael war zurückgekehrt,

aber nicht der alte, weltliebende, gottentfremdete Michael. Nein, er war nach seinen eigenen Worten auf die Seite Christi getreten. Und eine Scheidung zwischen Gotteskindern – das brächte Schmach und Schande auf den Namen Christi. Ein getrenntes Leben konnte hier in Niederrugarn, wo so viele Frauen nicht mit ihren Männern lebten, mancher Seele ein Ärgernis geben. Und zusammenleben? Ach, das war unmöglich!

„Ich kann niemals die Seinige sein, geliebter Herr, niemals! Du weißt, ich kann nicht!“

Das Köpfchen sank auf die Brust herab. Die goldblonden Flechten hatten sich gelöst. Sie bedeckten das blasse Gesicht.

Durfte sie das zugeben, dass er sich solch ein Opfer, solch eine Selbstverleugnung auferlegte? Dass er sich schütteln musste, wie jenes Mal, da sie ihm am Sarg des Vaters die Hand auf die Schulter gelegt hatte? Nein, o nein! Sie war zwar nicht mehr so abschreckend hässlich, aber sie war auch keine Schönheit. In einigen Jahren würde sie altern und wieder weniger vorteilhaft aussehen. Und er schätzte die Menschen nur nach dem Äußeren. Gewiss, sie verstand es jetzt, sich geschmackvoller zu kleiden, sich besser zu bewegen. Aber für ihren inneren Wert hatte er kein Verständnis. Für sie hingegen kam das Äußere nur insofern in Betracht, als sie stets dessen eingedenk war, dass ihr Herr sich auch diese leibliche Hülle erkaufte hatte. Ihm gehörte sie an.

O, wo war ihre mütterliche Freundin, dass sie nicht den Kopf in ihren Schoß legen konnte! Vielleicht würde sie ihr raten können. Aber würde sie ihr auch helfen können? Und wie, wenn sie etwa sagte: „Die Frau gehört zu ihrem Mann!“? Ach, nur das nicht, nur das nicht!

„Olga, teure Schwester!“ erklang es plötzlich über der zusammengekauerten Gestalt. Die schmerzumflorten Augen blickten bestürzt in das durchsichtige Gesicht, aus welchem ihr etwas von der Liebe Christi entgegenstrahlte.

„Olga, blicken Sie nicht auf die Wellen, blicken Sie auf Christus! Mit ihm werden Sie auf diesen Wellen gehen. Fürchte dich nicht, glaube nur!“

„Ach, Ďuro!“ Endlich fand sie erleichternde Tränen.

Der Doktor ließ seine Schülerin ausweinen, er fühlte mit ihr. Plötzlich hielt sie inne.

„Ďuro, was tun Sie jetzt noch draußen?“ fragte sie bestürzt.

„Ich konnte nicht schlafen vor Glückseligkeit. Es war mir aufgefallen, dass Sie kein Licht mehr hatten. In Gedanken verloren, kam ich bis hierher. Mein Herz trieb mich, Sie zu suchen.“

„Sie konnten nicht schlafen vor Glück? Wieso?“

„Denken Sie, dass das kein Glück ist, wenn wir viele Jahre für einen teuren Freund gebetet haben und Gott uns erhört?“

Sie errötete bis unter die blonden Haare und fühlte einen Stich im Herzen. Was für eine Christin war sie? Sie hatte sich noch gar nicht darüber gefreut, dass der Herr ihre Bitten erhört hatte. Ach, ihre Gebete waren sicher nicht so aufrichtig gewesen wie die des Freundes.

„Olga, begraben Sie die Vergangenheit dort, wo unser liebevoller Heiland sie zusammen mit der unserigen begraben hat. Er hat gesagt: ‚Siehe, ich mache alles neu!‘ Lassen Sie die Gegenwart und die Zukunft in seiner festen Hand.“

„Das will ich ja, Ďuro, glauben Sie mir. Nur geben Sie mir Licht, was ich jetzt tun soll.“

„Jetzt? In Ihr Zimmer gehen, sich in die Arme des guten Hirten legen und ihm alle Sorgen überlassen.“

„Aber morgen?“

„Wie gewöhnlich erst Ihren Pflichten nachgehen, den Schwestern die Medikamente herausgeben und dann nach Hodolitsch gehen, um Ordnung zu machen.“

„Aber nicht dort bleiben?“

Selbstverständlich nicht, bevor Frau von Zamojska nicht zurückgekehrt ist.“

„Und dann?“

„Das weiß der Herr. Er sagt: Jeder Tag hat an seiner Plage genug.“

„Haben Sie Dank für den Trost, für das Licht, o vielen Dank!“ Sie drückte dem Doktor die Hand und wollte davoneilen; dann aber kehrte sie zurück.

„Bleiben Sie nicht draußen, es ist feucht und kühl.“ Sie gingen zusammen weiter.

„Nicht doch, es ist heute solch eine schöne Nacht, wie wohl jene gewesen, die er, unser dornengekrönter König, im Gebet in Gemeinschaft mit seinem Vater verbracht hat. Olga, erinnern Sie sich noch, wie es war, als wir an jenem Winternachmittag zum ersten Mal die Schwelle von Orlice überschritten? Draußen war es Winter, und in unseren Herzen war es auch kalt, finster und leer. Welch ein Unterschied zwischen damals und heute, wo wir auch singen dürfen:

*Still bleibst in meinem Herzen Du,  
mit Dir ein Freudenstrahl.  
O, leucht' mir Deine Liebe nicht,  
käm ich im Dunkel um.  
Die Hälfte hab ich nicht gewusst  
wie gut, süß Du bist,  
auch dies nicht, dass Dein Blut allein  
von Sünde reinigt mich!*

Bedenken Sie, wenn Sie dieses Glück entbehren, diesen Schatz verlieren sollten!“

„Christus verlieren?“ rief sie erschrocken. „O, das würde ich nicht überleben. Alles kann ich verlieren, nur ihn nicht!“

Er lächelte ein wenig. „Erlauben Sie, dass ich zum ersten und letzten Mal jenen schmerzlichen Punkt berühre und Ihnen die ganze Tragödie ins richtige Licht stelle. Wir wollen den Fall annehmen: Der Herr hat Sie mit äußerer Schönheit ausgestattet. Sie kommen auf Hodolitsch und bezaubern Michael. Er bleibt in dem Netz Ihres goldenen Haares hängen und ein feuriges, leeres Herz entbrennt in leidenschaftlicher Liebe zu Ihnen. Mit seiner Schönheit und seinen hervorragenden Gaben wird er das Götzenbild, vor dem Sie in den Staub sinken. Selbstverständlich bleibt er daheim. Sie, anstatt sich zu bilden, bleiben auf derselben Stufe stehen, unentwickelt, zwar begabt, aber vernachlässigt, mit jenem beschränkten Gesichtskreis, nun von ungewohntem Reichtum umgeben; in ein oder zwei Jahren

werden Sie Mutter eines Kindes, das infolge einer schlechten, unvernünftigen Erziehung im Voraus zum Verderben bestimmt ist. Keiner von Ihnen beiden wird in diesem Rausch flüchtigen Glückes nach Christus, nach Heil verlangen. Und keiner wird es finden. Und nach sechs Jahren voll bitterer Enttäuschungen wären Sie heute eine frühzeitig gealterte Frau, mit einem Herzen voll Bitterkeit, liebeleer und des ewigen Friedens bar. Nun, wenn wir das von dieser Seite betrachten, scheint es mir, dass Sie nicht so viel Grund zum Weinen haben. Sie dürfen vielmehr ausrufen: ‚Das Los ist mir gefallen aufs Liebliche, mir ist ein schönes Erbteil worden.‘ – Heute stehen Sie am Anfang des Lebens. Die letzten Jahre waren nur eine Vorbereitung. Und mag Ihr Leben auch schwer und reich an Kämpfen werden, so wird es dennoch ein glückliches sein, denn Ihr Glück ist in Christo, und Ihr Leben ist mit Christo verborgen in Gott. Dass Sie Michael heute nicht so lieben können, wie eine Frau ihren Gatten lieben soll, ist begreiflich. Er hat Ihre Liebe im Keim zertreten. Aber lieben Sie ihn als einen Ihrer Miterlösten, dessen Errettung Christus das Leben gekostet hat, so gut wie die unsrige!

Ich möchte hinzufügen: Lieben Sie ihn so schwesterlich, wie Sie mich vom ersten Tage an geliebt haben; nun, so kann ich es nicht sagen. Für mich empfanden Sie Mitleid, und ich habe Ihnen nie etwas zuleide getan.“

„Sie haben mich vielmehr wie ein Bruder geliebt“, fiel ihm die junge Frau ins Wort. „Ihnen danke ich nächst dem Herrn alles. Der Herr Jesus möge es Ihnen ewiglich vergelten. Sie haben mir auch jetzt den Frieden wiedergegeben. Ja, das Los ist mir gefallen aufs Liebliche, und ich habe sicherlich keinen Grund zu Tränen. Sie sollen mich nie mehr weinen sehen. Ich glaube, dass Er mit seiner mächtigen Hand alles leiten wird. Ach, ich will niemals vergessen, dafür zu danken, dass ich das Werkzeug zu Michaels ewiger Errettung sein durfte, wenngleich auf sehr demütigende Art.“

„Haben Sie Dank für dies Wort, Olga, es macht mich sehr glücklich.“

„Darf ich Sie noch etwas fragen, Āuro?“

„Natürlich, mein Schwesterchen.“

„Warum war es damals auch in Ihrem Herzen Winter? Nur deshalb, weil der Herr, die ewige Sonne, Ihnen noch nicht aufgegangen war?“

Der Doktor fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Auch mich hat der Herr schwere Wege geführt. Ich musste unter tiefem Weh erkennen, dass es galt, dem Traum vom Familienglück für immer zu entsagen. Mein einziger Trost musste damals der Umstand sein, dass das Wesen, das mir teurer war als mein eigenes Leben, von meiner Liebe nichts ahnte und die glückliche Braut eines anderen wurde. Sehen Sie mich nicht so traurig an. Es war ein großer Schmerz, aber auch ich durfte es erfahren:

*... alle Stürme stillt Er,  
alle Wunden heilet Er,  
Jesus allein.*

Und nun wollen wir das alles dort begraben, wohin es gehört.“

Der Doktor nahm den Hut ab, faltete die Hände und übergab in innigem Gebet sich und die junge Frau dem Herrn, der in ihrem Herzen las und sie trösten konnte.

\* \* \*

Ach, oft weiß der Mensch nicht, was ihn daheim erwartet, wenn er so ungeduldig der Heimat zueilt. Kaum war Herr Michael Hodolitsch daheim ein wenig warm geworden, kaum hatte er den Besitz in Augenschein genommen und sich an dessen Aufblühen erfreut, wurden seine groß angelegten Pläne durch einen unerwarteten Gast durchkreuzt – Malaria. Sie stellte sich in einem so schweren Grad ein, wie sie ihn selbst in Brasilien nicht geschüttelt hatte. Nun, die Krankheit ist solch ein Gast: Du öffnest ihm bloß die Tür – und wirst ihn nicht mehr los. Die ersten beiden Tage suchte sie Herr Michael heldenhaft zu überwinden. Aber am dritten Tage, als er gerade bei seinem Freund war, packte sie ihn so heftig, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als sich in der Nebenstube zu Bett zu legen. Mehrere

Tage vergingen in heftigem Fieber. Der junge Hodolitsch wusste nichts davon, dass ihn jene Hände pflegten, deren Berührung vor Jahren solch einen Abscheu in ihm wachriefen; er sprach in seinen Phantasien davon, dass ihn eine Fürstin pflege.

Endlich wich das Fieber. An seine Stelle trat eine Schwäche, dass Herr Michael kaum ein Glied rühren konnte. Er hatte ähnliches schon in Brasilien erlebt, aber nicht in solchem Maß. Aber der Kranke ist gut daran, dem erfinderische Liebe jede Stunde zu verschönen trachtet. Herr Michael musste gestehen, dass er noch kaum solche Tage durchlebt hatte, wie sie ihm der Doktor und die beiden Damen bereiteten. Ruth Morgan sang und spielte ihm vor. Olga las ihm kroatische und englische Bücher vor. Auf seinen Wunsch erzählte sie ihm in fesselnder Weise von ihren Reisen durch Schottland, England und Italien. Aber sie beschrieb ihm auch die Reise durch die Tatra mit so viel Poesie, dass in ihm unwillkürlich der Wunsch aufstieg, diesen ihm noch unbekanntem Teil seiner Heimat kennenzulernen. Auch Onkel Tichy kam alle Tage. Er berichtete ihm, wie die neuen Projekte durchgeführt wurden, dass die bestellten Maschinen und der herbeigerufene Monteur eingetroffen waren.

Dennoch kam es vor, dass er manche Stunde allein lag. Und da rechnete er und sah die Rechnungsbücher durch, die Onkel Tichy ihm auf sein Verlangen gebracht hatte. Dabei bedeckte oft eine Wolke seine Stirn. So fand ihn eines Tages der Onkel vor.

„Es ist gut, dass du kommst“, rief ihm der Kranke entgegen. „Du kannst mir ein gewisses Rätsel lösen.“

„Gerne, Michael; aber wie geht es dir?“

„Ich hoffe, dass sie mich bald aus diesem Gefängnis entlassen.“

„Sei nicht undankbar“, drohte der Greis. „Es hätte länger dauern und schlimmer enden können. Denkst du, dass unsere Lieben nicht alles getan haben, um es dir zu verkürzen und zu verschönen?“

„Ich bin nicht undankbar“, entgegneten die stolzen Lippen ernst. „Aber so viel erwiesene Güte bedrückt, wenn man keine Möglichkeit sieht, sie zu vergelten. Doch lassen wir das, Onkel. Sage mir lieber, wie es kommt, dass die unbedeutenden Ausgaben für Olgas



Bedürfnisse und für ihre Reisen seit zwei Jahren nicht in den Rechnungsbüchern zu finden sind.“

Tichy wurde verwirrt.

„Sage, Onkel, hat das alles die Frau Baronin bezahlt?“

„Nein, Michael, sie hat es selbst bezahlt.“ Und nun blieb dem Onkel nichts anderes übrig, als Michael zu gestehen, dass Olga, sobald sie den Grund für Michaels Reise nach Brasilien erfahren hatte, nicht nur für ihre Person keinen Heller mehr von Hodolitsch angenommen, sondern auch die ihr zustehenden Zinsen zum Besten des Hauses verwendet hatte.

Dadurch war es erhalten und instandgesetzt und somit dem Besitzer die baldige Heimkehr ermöglicht worden.

Tichy ahnte nicht, welch einen Sturm er in der Seele des stummen Zuhörers entfesselt hatte.

„Michael, was ist dir?“ Erschrocken beugte er sich zu dem Neffen herab.

„Da fragst du noch?“ stöhnte der Kranke. „Warum hast du die Sünde meines Vaters vor ihr aufgedeckt? Warum hast du sein Andenken im Grab geschändet?“

„Sie ist eine Christin, Michael. Sie hat nicht gerichtet, sondern deinen Vater aufs tiefste bedauert“, entgegnete der Greis. „Sie hat mir für meine Mitteilung gedankt und seitdem seinen Grabhügel oft mit Blumen geschmückt. Sie schätzt es, dass er sein Unrecht gutmachen und ihr Liebe erweisen wollte.“

Weiter kamen die Herren nicht. Der Doktor trat ein und meldete, dass Fräulein Morgan der Frau Baronin entgegenfahren wolle. Ihm folgte die junge Dame, um sich zu verabschieden. „Ich hoffe“, sagte sie freundlich, „dass Sie meine teure Gebieterin nicht mehr im Bett begrüßen werden. Der Herr wird unsere Gebete erhören.“

„Erlauben Sie, mein Fräulein, dass ich Ihnen für alle unverdiente Güte und liebevolle Pflege wärmstens danke“, sprach er, die zarte, kleine Hand küssend.

„O, die ist längst verdient, Herr Hodolitsch.“ – „Wieso, wenn ich fragen darf?“

„Wissen Sie denn nicht: Was ihr getan habt einem meiner Brüder, das habt ihr mir getan. Ich bin krank gewesen, und ihr seid zu mir gekommen?“

„Wenn Sie die Sache so nehmen, dann allerdings.“

Im Krankenzimmer wurde es still. Beide Herren blickten der hellen Gestalt nach, welche im Türrahmen verschwand.

„Eine schöne Seele“, bemerkte der Ältere. „In der Tat“, dachte Hodolitsch. Aber bei solch einer Auffassung der Dinge dürfte sich der Mensch nichts mehr zueignen, auf nichts mehr Anspruch erheben. Sie tun alles für Christus – und nur für ihn. „Was will ich eigentlich?“ dachte er, ärgerlich über sich selbst. „Wurmt es mich etwa, dass auch Olga mich nur um Christi willen pflegt? Und es ist doch so das einzig Richtige. Zwischen uns bestand nie eine Verbindung und wird nie eine solche bestehen; heute, wo sie alles weiß, ist sie überhaupt unmöglich. Ihre ganze Handlungsweise ist ein großartiger Akt christlicher Rache. Sie will vor mir als Muster unerreichbarer Vollkommenheit glänzen. Je höher sie steigt, desto tiefer muss ich herunter. Sie hat dafür gesorgt, dass ich früher heimkehren konnte. Sie wollte mir nicht verpflichtet sein. Lieber hat sie für ihren eigenen Unterhalt gearbeitet, obwohl sie die Dame spielen konnte. In diesen zwei Jahren hat sie alles, was sie jemals von Hodolitsch bezog, samt den Zinsen zurückerstattet. Und dabei hat sie noch zur Vergrößerung des Besitzes beigetragen. In der Tat, ich möchte gerne wissen, wie sie sich die Sache denkt. Wenn sie wirklich Ďuros Ansichten teilt, denkt sie nicht an Scheidung. Sie beabsichtigt doch nicht etwa, meine Gattin und dabei die Apothekerin der Frau von Zamojska zu bleiben? Was sie wohl mit jenen Vierzigtausend machen wird, wenn ich sie ihr übergebe?“

Es war gut, dass der Eintritt des Doktors ihn aus seinen bitteren Gedanken empor riss.

„Wie lange willst du mich noch gefangen halten, Ďuro?“

„Bis zum Ende der Woche, mein Lieber“, entgegnete der Doktor lakonisch, während ein freundliches Lächeln um seine Lippen spielte. „Dann lasse ich dich ziehen, allerdings nicht nach Hause. Du musst die Berge besuchen, Karpaten, Tatra und so weiter. Du kennst

deine eigene Heimat noch viel zu wenig. Du solltest sie wenigstens so gut kennen wie Brasilien.“

„Klar, jetzt ist gerade die passende Zeit für eine Vergnügungsreise, wo die Ernte in vollem Gang vor uns liegt!“

„Ich denke, wenn du dich nicht in einer Woche erneut zu Bett legen und bis zum Herbst festliegen willst, dann ist es besser vorzubeugen. In ein paar Wochen, wenn gedroschen wird, kehrst du mit neuer Kraft und Gesundheit zurück. Inzwischen kann dich ja jemand vertreten.“

Was meinst du, Vater?“

„Dass du recht hast, mein Sohn. Ich denke, ich habe sechs Jahre lang gut genug gewirtschaftet, Michael, du musst mich noch nicht zum alten Eisen werfen. Oder doch?“

„Onkel, was sind das für Worte! Du weißt, dass ich mich bis zum Tode nicht von dir trennen will. Ich bin dir zu vielem Dank verpflichtet. Und wenn es nicht anders geht, will ich mich gerne fügen. Aber dann lass mich früher gehen, bevor die Frau Baronin zurückkehrt.“

„Das ist nicht möglich, sie kommt schon morgen. Überdies ist dir diese herzensgute Dame doch nicht im Weg?“

„Diese Dame hat gewiss eine gute Meinung von mir. Ist sie doch Olgas mütterliche Freundin.“ Es zuckte ironisch um die Lippen des jungen Mannes.

„Du bist gereizt, mein Sohn; es ist besser, wir lassen dich allein.“ Tichy empfahl sich; sein Sohn begleitete ihn, kehrte aber alsbald zurück.

„Du kannst aufstehen, Michael, und ein wenig auf den Balkon gehen. Es ist angenehm draußen, ich helfe dir beim Ankleiden, damit du bald fertig bist.“

Ein paar Minuten später saß der junge Gutsbesitzer in einem bequemen Lehnstuhl auf dem von wildem Wein und Schlingrosen umspinnenen Balkon und blickte in die untergehende Sonne. Unwillkürlich dachte er an die überstandene Gefahr. Er fühlte, dass sein Leben so schnell enteilt wie dort die Sonne. Ja, ohne die Geschicklichkeit des Doktors und die Aufopferung seiner Pflegerinnen wäre es vielleicht schon enteilt, und vor ihm läge bereits die Ewigkeit. Er

hätte vor Christi Richterstuhl treten und Rechenschaft über sein Leben ablegen müssen. Ob er wohl hätte bestehen können? Zum ersten Mal fühlte er, dass er bis heute weder für Gott noch für seine Mitmenschen, sondern nur für sich selbst gelebt hatte. Ach, diese Gedanken waren durchaus nicht erfreulich und beglückend.

Mit einem Mal drang durch das offene Fenster aus der Stube des Doktors ein Akkord, ihm folgte ein zweiter, ein dritter. Da spielte jemand, und wie! In dieser Musik lag eine fromme Seele, ein liebeerfülltes Herz. Man merkte von weitem, dass es die Klänge einer religiösen Komposition waren, zwar auf einem Klavier gespielt und dennoch wie Orgelton. Wer spielte da? Ruth war nicht daheim. Vielleicht hatten sie im Krankenhaus einen Musiker unter den Patienten. Jetzt machte der Musiker eine Pause; eine Weile war es ganz still. Dann begann er sein Spiel erneut und spielte die Komposition ohne Unterbrechung zu Ende. Der letzte Akkord erklang wie ein machtvolles „Amen“.

Bald darauf erklang es über dem in Gedanken versunkenen Hodo-litsch: „Michael, du bist schon draußen? Dem Herrn sei Dank!“

Unwillkürlich streckte er der lichten Erscheinung die Hand entgegen. „Guten Abend, Olga! Wie du siehst, hat Đuro mich für ein Weilchen aus dem Gefängnis entlassen.“

Sie hielt die dargebotene Hand fest und setzte sich auf ein Stühlchen neben ihn. „Der Herr ist gut“, sagte sie herzlich. „Er hat unsere Gebete erhört und dich wieder gesund gemacht.“

„Hast du denn auch für mich gebetet?“

Sie heftete die großen Augen auf sein Gesicht. Ihr Blick verwirrte ihn. „Du hast wahrlich nicht viel Grund, für mich zu beten“, setzte er unsicher hinzu.

„Oder vielmehr, ich habe keinen Grund, für einen kranken Mitmenschen nicht zu beten, besonders wenn er ein Gotteskind ist. Du weißt doch: Wenn ein Glied leidet, so leiden sie alle.“

Er blickte sie an, wie sie so frisch und fröhlich, so unbefangen und schwesterlich neben ihm saß, als hätte er sie nie beleidigt, niemals ihre Rechte mit Füßen getreten. „Dich freut etwas sehr“, entschlüpf-

te es ihm wieder. „Ach, sehr, Michael. Wundere dich nicht, ein Kind freut sich stets auf die Heimkehr der Mutter.“

„Du gibst in deinem Herzen Frau Zamojska den Platz, welcher der Tante gebührt?“

Sie schüttelte den Kopf und schlang die Hände um die Knie. „Das nicht. Ich hatte zwei Mütter. Eine gute Mutter, der ich das irdische Leben verdanke, und eine andere, durch die Gott mir das geistliche Leben geschenkt hat. So wie mein Mütterchen für meine körperliche Entwicklung sorgte, so hat Frau Zamojska durch ihr Wort und Beispiel und vor allem durch ihre Gebete das geistliche Leben in mir erweckt. Ich war so unwissend, so dumm und vernachlässigt. Nur die Liebe Gottes, die in ihrem Herzen ausgegossen war, konnte es ihr ermöglichen, solch ein abstoßendes Geschöpf zu lieben und so viel Geduld mit ihm zu haben.“

Die schönen, von Tränen umflorten Augen der jungen Dame blickten in tiefem Sinnen zum Himmel, der von hellem Abendrot übergossen war. Sie hatte offenbar vergessen, zu wem sie diese Worte gesprochen hatte. Wie sie so auf dem niedrigen Stühlchen vor ihm saß, die goldenen Flechten im Nacken herabgesunken, so unbeschreiblich anziehend mit diesem Ausdruck vergeistigter Schönheit in dem zarten Gesicht – da rief sie ihm, er wusste selbst nicht wie, die Vergangenheit ins Gedächtnis zurück. Vielleicht war es der Umstand, dass sie dieselbe so unverhüllt, so wahrheitsgetreu vor ihm ausbreitete, dass er jenes Augenblickes gedenken musste, wo er sie das erste Mal so dasitzen gesehen hatte. Die mageren Hände um die Knie geschlungen, im zerdrückten Schleier, mit dem schief gesteckten Kranz. Es erschien ihm die reine Unmöglichkeit, dass jenes Wesen und dieses hier ein und dieselbe Persönlichkeit waren. „Aber“, grübelte er, von dem Zauber der Abendstille, die über ihnen beiden lag, umfungen, „sie ist ja mein.“ Ein Gefühl seltsamer Wärme stahl sich in sein Herz. Wenn er die Arme ausbreitete, um die schlanke Gestalt, das holde Köpfchen an sein Herz zu ziehen – er dürfte es tun, sie war sein vor Gott und den Menschen. –

Und doch nicht sein. Es durchschauerte ihn. Er blickte verstohlen in das durchsichtige Gesicht, auf die rosigen, ausdrucksvollen Lip-

pen, und es überkam ihn eine bisher nie gekannte Sehnsucht, sie zu küssen. Da blickte sie auf, und eine flüchtige Röte färbte sein Gesicht.

„Verzeih“, sagte sie, ihre Verwirrung überwindend, „ich habe mich ein wenig gehen lassen. Aber du solltest wohl schon hineingehen; es fängt an, kühl zu werden. Für heute ist es genug, da es das erste Mal ist.“ Wieder lächelte sie freundlich. Es gab ihm einen Stich.

„Du hast es ja sehr eilig, mich wieder in mein Gefängnis zu befördern“, entgegnete er gereizt. „Ich will aber noch nicht hinein, von Kälte spüre ich nichts.“

Er stutzte, denn sie stand auf und ging wortlos hinein. Aber bevor er sich's versah, kam sie zurück. Sie brachte eine Decke und ein Tuch, und bevor er es hindern konnte, bedeckte sie ihm die Füße und die Schultern.

„Verzeih“, kam es stockend von den stolzen Lippen. Er nahm ihre kleine Hand und hielt sie fest. „Was denkst du von mir?“

Wieder blickte sie ihn so liebevoll an. „Dass du nach der Krankheit ein wenig reizbar bist.“

„Ich habe dich nicht beleidigt?“

„Nein.“

„Nun, so geh noch nicht fort. Ich mag nicht allein hier sitzen“, fügte er hinzu, als wollte er den Eindruck des ersten Wortes verwischen. „Wenn wenigstens jener Musiker wiederkäme, der vorhin bei Duro spielte, bevor du kamst. Weißt du nicht, wer das war?“ Da er sie nicht anblickte, entging ihm ihre augenblickliche Verlegenheit.

„Ich weiß, wer gespielt hat“, entgegnete sie einfach. „Wenn dir das Stück gefallen hat, will ich dafür sorgen, dass du es wieder zu hören bekommst. Aber verzeih, ich muss jetzt gehen. Ich habe noch einige Anordnungen betreffs des Abendessens zu geben, besonders auch, dass dir das deinige hierher gebracht werde.“

Bevor er sich's versah, war er allein. Als ihm etwa eine Viertelstunde später die Schwester das Abendessen brachte und dann das Tischchen wieder abräumte, ertönten erneut die Akkorde, erst leise, dann lauter, dann eine Reihe wohlklingender Triller und endlich wieder jenes ergreifende Tonstück.

„Nein, ich muss wissen, wer da spielt“, dachte der junge Mann. Aber seine Augen schlossen sich. Die starke, würzige Luft im Verein mit dem Zauber der Musik taten ihr Werk.

Der Doktor fand seinen Patienten in stillem, gesunden Schlaf versunken. Er rief einen Wärter herbei, und sie trugen ihn behutsam in sein Schlafzimmer, um ihn nicht zu wecken.

\* \* \*

Wieder war es ein Sommerabend. In dem kleinen Pavillon an der Donauwindung saß die Baronin. Zu ihren Füßen, den Kopf in ihrem Schoß verborgen, kniete Olga Hodolitsch.

„Also, mein teures Mütterchen, nun habe ich dir alle Befürchtungen und Kämpfe der letzten Tage mitgeteilt. Du hast ihn gesehen und gesprochen. So gib mir einen Rat, was ferner geschehen soll.“

„Was ferner geschehen soll, mein Kind?“ Auf dem feinen, durchsichtigen Gesicht der Dame lag ein tiefes Sinnen. „Wir wollen es vor allem dem Herrn Jesus sagen.“

„O Mütterchen, hab Erbarmen! Schick mich nicht zu ihm! Glaube, ich kann nicht gehen!“

„Hat er dich denn schon gerufen?“ Die Frau zog die bebende junge Gestalt fest an sich.

„Mit keinem Wort.“

„Nun, dann beruhige dich, Kind. Wenn es Gottes Wille ist, dass du zu ihm gehst, wird ihm der Herr ein Wort der Bitte in den Mund legen, früher musst du nicht gehen.“

„Ich muss nicht? Ach ...!“ Fast kraftlos sank das junge Haupt in den Schoß der Frau.

„Olga, hast du ihm vergeben?“ Aus der Stimme der Fragenden klang bange Sorge.

„Alles, Mütterchen. Ich weiß, dass in dem allen Gottes Hand wal-tete. Der Herr hat alles zum Besten gewandt. Aber wie soll ich von dir fortgehen? Du bist so schwach, so schwach!“ Die junge Dame küsste unter Tränen die durchsichtigen Hände. „Und dabei meine lieben Pflichten im Krankenhaus aufgeben, unseren Kreis, den guten

„Đuro, der mich braucht, und zu diesem Mann gehen als ein ungeliebtes, nur mit Widerwillen getragenes Joch. Ach, ist es möglich, dass der Herr so etwas verlangt?“

„Manche Dinge scheinen uns unmöglich. Und doch müssen wir erkennen, dass es keinen anderen Ausweg gibt. Aber sei nur ruhig, ich gebe dich keine Stunde früher her, als es nötig ist. Aber um eines möchte ich dich bitten, Olga: Der Doktor hat mir gesagt, dass er Hodolitsch am Montag in die Tatra schickt. Er wird ihn kaum allein reisen lassen; er wird das Opfer bringen und mit ihm gehen wollen.“

„Đuro? Unmöglich. Diese Reise ist nichts für ihn. Michael ist nicht so krank, dass er einen Arzt braucht. Ich weiß schon, worum du mich bitten wolltest. Natürlich gehe ich. Ich werde Michael zwar nur ein schwacher Ersatz für den Freund sein, aber der Herr Jesus wird mir helfen, ihm nützlich zu sein.“

„Sicher, mein Kind. Also, es bleibt dabei. Aber nun wollen wir alles dem Herrn sagen.“ Und sie sagten es ihm.

\* \* \*

„Olga, ist es wahr?“ klang es am Sonntagmorgen der jungen Frau entgegen, als sie dem Doktor begegnete.

„Was denn, Đuro?“

„Dass Sie Michael auf seiner Reise begleiten wollen.“

„Denken Sie, dass er darauf eingeht und dass ich Sie gut vertreten kann?“

„Beides auf jeden Fall. Aber wie kommt es, dass Sie sich dazu entschlossen haben?“

„Đuro, könnten Sie denn Frau Zamojska verlassen? Sie sehen doch, wie schwach sie ist.“

„Also ein Opfer, Olga?“

„Kein Opfer, nur ein wenig Dankbarkeit und Liebe.“

„Gott segne Sie, Olga, und gebe, dass Sie diesen Schritt nie bereuen. Aber, soll ich es ihm nicht sagen?“

„Nein, Đuro. Ich gehe jetzt mit einem Auftrag von Mütterchen zu ihm und sage es ihm selbst.“

Der Doktor blickte der schlanken Gestalt nach.



„Herr, du siehst, dass es dennoch ein Opfer ist. Aber sie hat recht. Ich kann unsere Wohltäterin jetzt nicht alleinlassen.“

„Guten Morgen!“ klang es der jungen Dame unweit des Krankenhauses entgegen.

„Guten Morgen, Michael! Du bist schon hier? Das ist nett.“

„Wohin eilst du, Olga?“

„Zu dir. Frau Zamojska lädt dich herzlich zum zweiten Frühstück auf der Veranda ein. Danach haben wir eine Hausandacht. Also komm, bitte.“

„Darf ich das in diesem unvollkommenen Aufzug?“ scherzte er.

„Einem Genesenden geht das durch“, lächelte sie gleichfalls. Sie gingen weiter. „Ich möchte dich gerne um etwas bitten“, begann die junge Dame nach kurzem Schweigen.

„Mich?“ rief er überrascht aus, indem er vergeblich seine Erregung zu verbergen suchte. „Ich will es von Herzen gern erfüllen, wenn es mir möglich ist.“

„Ach, möglich ist es dir wohl, aber die Erfüllung wird dich ein gewisses Opfer kosten.“

„Ich bin ein viel zu großer Schuldner, um nicht jegliches mit Freuden zu bringen“, sprach er, sich verbeugend.

„Michael, die Frau Baronin ist sehr schwach. Sie braucht Ďuro unumgänglich. Er will aber mit dir reisen. Gott sei Dank, du kannst schon ohne Arzt auskommen. Bedienen kann ich dich auch, wenn du mich mitnehmen willst.“

Ihm stieg alles Blut zum Herzen und zu Kopf. „Olga, du denkst wirklich daran, mit mir zu gehen?“ Er war vor ihr stehen geblieben.

„Wenn ich dir dienen kann, ja.“

„Nun, deine Dankbarkeit Frau Zamojska gegenüber ist wirklich groß. Aber wozu solch ein Opfer? Ich habe gestern gesehen, dass die edle Frau Ďuro wirklich braucht; ich hätte auch sonst wirklich nicht eingewilligt, dass er mich begleitet. Schon um seiner selbst willen nicht. Das Klima dort ist viel zu rau für ihn. Ich bin kein solcher Egoist noch solch ein verweichlichter Schwächling, dass ich einer Frau die Tochter fortnehme, die sie mit solcher Liebe erzogen hat,

noch dazu in einem Moment, wo sie sie in erster Linie selbst braucht und ...“

Er kam nicht weiter, denn sein Blick streifte das liebevolle Gesicht, und er war bestürzt, wie blass dasselbe geworden war.

„Allein kannst du nicht reisen“, sprach sie ernst. „Herr Morov ist schon ziemlich hergestellert; er wird gerne die Aufgabe eines Begleiters übernehmen. Es war ohnedies längst sein Wunsch, einmal die Tatra zu sehen.“

„Olga, verstehe mich nicht falsch.“ Michael war stehen geblieben und vertrat ihr den Weg. Zwei Augenpaare versenkten sich für einen Moment tief ineinander.

„Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mit mir gingst. Aber ich verdiene in keiner Weise ein solches Opfer von dir. Ich weiß, wie schwer es dir fällt.“

„Ich lebe mit Christus und für Christus. Da kann weder von Verdienst noch von Opfer die Rede sein.“

Sie gingen schweigend weiter. Bei den Stufen zur Terrasse blieb der junge Mann abermals stehen. „Da ich annehmen müsste, dass dich mein Zögern beleidigt hat, bitte ich dich: Bringe lieber das Opfer und komme mit mir!“

Ein momentaner Kampf spielte sich auf ihrem zarten Gesicht ab. Schon schien es, als wollte die junge Dame verneinend den Kopf schütteln. Statt dessen legte sie für eine Sekunde ihre Hand in seine ausgestreckte Rechte und ließ es geschehen, dass er sie an die Lippen führte ...

„Ich lebe mit Christus und für Christus“, so klang es Herrn Michael in den folgenden Wochen gar häufig durch den Sinn. O, wäre nur dieses Wort nicht gewesen, so wünschte er mehrmals im Verlauf der Reise und während ihres Aufenthaltes im Gebirge. Die junge Dame sorgte für ihn mit der Pünktlichkeit einer vorzüglichen Pflegerin, sie erheiterte und verschönte ihm jede Stunde; sie erwies ihm alle Liebe, deren das Herz einer Christin fähig ist; aber bei all dem stand sie in solch Achtung gebietender Entfernung über ihm, dass manche Mitreisende sich vergeblich die Köpfe über dieses seltsame Paar zerbrachen. Für ein Ehepaar waren sie zu kühl und förmlich, für

Geschiedene gingen sie zu höflich und zu liebevoll miteinander um. Kein Wunder, dass Olga meistens mit „Fräulein“ angesprochen wurde und manche Frage nach dem Befinden des „kranken Bruders“ beantworten musste. Dagegen musste Herr Michael bemerken, was für bewundernde Blicke manche jungen Kavaliere seiner Frau zuwarfen. Seine einzige Genugtuung bestand darin, dass sie nichts davon merkte. Sie hatte nur Augen für ihn, so wie er sie brauchte. Bedurfte er ihrer nicht, dann versenkte sie sich in die Schönheit der Natur. Sie sammelte Pflanzen und diente ihren Mitmenschen, so gut sie es irgend vermochte. Für einen Tag machten sie auch in dem kleinen Bad Lučivná, dicht am Fuße der Tatra, Halt. Und weil so wundervolles Wetter war, verlebten sie fast den ganzen Tag im Freien, inmitten der großartigen Natur. Er lag auf dem Rasen und ließ sich von der Sonne durchwärmen; sie saß ein wenig im Schatten und las ihm vor. Dann hörte sie zu, wie er ihr von Brasilien erzählte. Und als er schwieg, herrschte märchenhafte Stille rings um sie her.

Plötzlich blickte der junge Mann unter dem breiten Rand seines Strohhutes in das Gesicht seiner Begleiterin. Sie bemerkte es nicht, denn sie hatte den Kopf ein wenig in die Hand gestützt und ihr Blick ruhte traumverloren auf den Bergriesen. Unterdessen ruhte sein Blick auf ihr. Die eigenartige Schönheit dieses seltenen Wesens fesselte ihn so, dass sie eine Sehnsucht in seinem Herzen erweckte – er wusste selbst nicht, wonach. Er fühlte, dass sie ihm nicht mehr so fern stand wie am Anfang der Reise; er fühlte, dass sie einander näher kamen. Und in diesem Augenblick wünschte er beinahe, dass dieses Reiseleben niemals ein Ende nehmen möchte. Er war nicht mehr krank, aber er gestand es nicht. Denn an dem Tag, da er gesund war, würden ihre Pflichten als Pflegerin aufhören. Sie würde sich noch weiter zurückziehen, ja, vielleicht so weit, dass die Kluft zwischen ihnen unüberbrückbar wurde.

Aber wozu war denn das alles? Sie war doch nun einmal seine Frau, und er war ihr Mann. Ja, aber er wünschte die Scheidung, sie wünschte sie wohl auch. Aber sie waren beide Christen, Ďuro hatte recht: es wäre Sünde, der Welt ein Ärgernis zu geben. Und so weiterleben? Unmöglich! O, hätte sie nur wenigstens jenes Wort nicht

gesagt! Wenn er doch nicht unaufhörlich denken müsste, dass sie alles, was sie tat, einzig und allein um Christi willen tat, um Ihm wohlzugefallen! Wie oft hätte er Gelegenheit gehabt, ihre Liebesdienste wenigstens durch ein warmes Wort zu erwidern, aber es ging nicht. Aber was tat er! Nicht einmal die Angelegenheit mit jenen unglückseligen Vierzigtausend hatte er mit ihr ins Reine gebracht!

Gerade wie er soweit gekommen war, riss sie ihren Blick von der Aussicht los. Sie sah zu ihm auf.

„Wünschst du etwas?“ fragte sie ein wenig verwirrt.

„Ja, ich wünsche etwas.“ Er richtete sich auf und setzte sich auch ein wenig höher in den Schatten.

„Mich bedrückt eine gewisse Sache“, begann er nach kurzem Schweigen, „die zwischen uns erledigt werden sollte. Einige Tage vor unserer Abreise habe ich das Rechnungsbuch unseres Grundbesitzes durchgesehen und dabei etwas wenig Erfreuliches entdeckt.“

„Im Rechnungsbuch?“ fragte sie aufrichtig überrascht. „Ich habe es auch schon in den Händen gehabt und Onkel Tichys musterhafte Ordnung bewundert.“

„Das wohl. Aber seit zwei Jahren sind darin keine Ausgaben für dich verzeichnet. Auf meine Fragen“, fuhr er eifrig fort, während sie den Blick ins Tal hinab richtete, „hat mir Onkel Tichy gesagt, auf welche Weise du deine persönlichen Bedürfnisse bestritten und wozu du die dir zukommenden Zinsen verwendet hast. Ich möchte gerne wissen, warum du das getan hast.“

Sie blickte offen und frei in sein finsternes Gesicht. „Ich wollte das erreichen, was meine Pflicht war, und der Herr hat mir dabei geholfen.“

„So? Und was war deine Pflicht in dieser Sache?“ fragte er kalt.

„Deine freiwillige Verbannung abzukürzen. Wenn dir meinethwegen so viel an dem Mammon lag, sollte er dich nicht länger in der Fremde zurückhalten. Hätte mir der Onkel früher gesagt, wie die Dinge standen, hätte ich noch mehr tun können.“

Er war aufgesprungen, auch sie stand auf. So standen sie einander in dieser Bergeinsamkeit gegenüber und fühlten deutlich, dass von diesem Augenblick sehr viel abhing.

„Ich hätte gern alles geopfert, wenn es mir gelungen wäre, die Ehre meines Vaters vor dir zu retten“, sprach er mit stolzer Trauer und kreuzte die Arme über der Brust.

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Davon lass uns nicht sprechen, Michael. Deinen Vater überlassen wir Gott. Hätte er die Wahrheit gekannt, so wie wir sie kennen, sicher hätte er das nicht getan. Aber er kannte sie nicht. Die Versuchung kam; er siegte nicht, sondern fiel und fügte sich selbst schweres Leid zu. Und dann, als er etwas gutmachen wollte, hat er uns beiden, besonders dir, Leid zugefügt.“ Die teilnehmende, liebevolle Stimme klang wie Musik im Herzen des jungen Mannes.

„Aber dein Vater, Olga, hätte nicht sterben müssen, ja, vielleicht auch deine Mutter nicht, wäre jene Sünde nicht geschehen.“

„Das lässt sich nicht sagen, ob er nicht dennoch gestorben wäre. Wenn die Sünde seinen frühen Tod verursacht hat, dann hat Gott das bereits gerichtet. Wir haben kein Recht dazu; es hieß auch da: Leben um Leben. Aber ich bitte dich, lassen wir das. Dir ist es peinlich und mir tut es weh. Ich habe mir eine schöne Erinnerung an den gütigen, liebevollen Empfang seitens meines Onkels aufbewahrt. Ich weiß, dass er mir Gutes tun wollte. Ich möchte mir diese Erinnerung durch nichts trüben lassen.“

Er atmete tief auf. „Sowie wir heimkehren, übergebe ich dir so gleich das Bankdepot mit deinem Anteil“, sprach er eifrig. Aber er hielt bestürzt inne, denn sie hatte sich hoch aufgerichtet.

„Als mich der Onkel zu euch rief, war ich der Meinung, dass er sich der verlassenen Waise annehmen wollte. Ich kam gerne und wollte euch dienen, zwar mit dem Bewusstsein der eigenen Unwürdigkeit und dennoch in einer Selbsttäuschung befangen. Deine Abreise und alles andere hat mir die Augen darüber geöffnet, dass ich in eine Familie und in Verhältnisse gekommen war, in die ich nicht hineinpasste. Ich entdeckte, dass ich, ohne es zu wollen, ein Hindernis und die Ursache war, die dich aus der Fülle in harte Arbeit und Entbeh-

rung getrieben hatte. Wie dumm und einfältig ich auch damals sein mochte, niemals wäre ich auf jenen Schritt eingegangen, hätte ich gehnt, dass es sich nur um die Wiedergabe jener Tausende handelte. Soviel Bewusstsein weiblicher Würde besaß ich denn doch, dass ich mich nicht um des Mammons willen verkauft hätte!“

„Olga!“ rief er erschrocken aus. Sie hatte ihm mit diesen Worten eine so schmerzliche Wunde in ihrem Herzen verraten, von der er bisher nichts gehnt hatte.

„Erlaube mir auszureden, Michael, damit wir diese Sache ein für allemal erledigen.“ Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn und das erleichte Angesicht.

„Dein Vater fühlte eine Erleichterung in dem Bewusstsein, dass er jene Summe zurückgegeben hatte. Es war wert, für diesen Augenblick der Erleichterung zu leiden. Aber er kommt nicht mehr in Betracht. Er hat getan, was er konnte, er hat zurückgegeben. Und ich, Michael, tue jetzt auch das einzige, was ich kann: als ehrliche Frau und als Christin gebe ich jene Tausende dem zurück, dem sie gebühren – dir. Mir hat sie der Großonkel nicht vermacht, sie haben für mich keinen Wert, nachdem ich weiß, dass du bis nach Brasilien gehen musstest, um sie zu ergänzen. Nachdem du dort sechs Jahre im Dienst des Mammons zugebracht hast, würde ich mir sehr niedrig erscheinen, wollte ich sie annehmen.“

„Und ich sage dir, Olga, du musst sie annehmen.“, brauste der junge Mann leidenschaftlich auf. „Der Vater hat sie dir hinterlassen“, fuhr er fort und fühlte dabei, wie ihn sein Gewissen der Habsucht anklagte. „Ich bin ja nicht gegangen, um deine Vierzigtausend zu ergänzen, sondern diejenigen, die uns infolge verschiedener Unglücksfälle fehlten.“

„Sie hätten euch nicht gefehlt, hättest du nicht solch große Summe dem Besitz entleihen müssen. Wie immer wir die Sache nehmen, jene Tausende waren die Ursache, dass du fortgegangen bist, denn sie haben mein Kommen verschuldet. Ich weiß, dass du vor mir geflohen bist und wundere mich nicht darüber. Ich bitte dich, lass diese Angelegenheit damit erledigt sein.“

„Sie kann aber nur dadurch erledigt werden, dass du sie annimmst“, rief er erbittert aus. „Für wie niedrig hältst du mich, dass du denkst, ich würde behalten was dem Gesetz nach dein ist! Du hast es nicht nötig, mich als solch einen Geizhals hinzustellen und dich in deiner Vollkommenheit so stolz über mich zu erheben.“

Sie errötete und erblasste. Ringsum war es stille.

„Verzeih, ich wollte dich nicht beleidigen“, bat sie nach einer Weile bescheiden. „Ich überhebe mich über niemanden.“

Es entwaffnete ihn. „Also, es bleibt dabei, sowie wir heimkommen, übernimmst du dein Depot und handelst damit nach eigenem Gutdünken.“

Sie erleichte und bückte sich schweigend nach Hut und Sonnenschirm. Dann blickte sie auf die Uhr.

„Es ist Zeit, zu Tisch zu gehen“, sagte sie nach einem Weilchen, und sie gingen.

Seit jener Zeit war zwischen ihnen nicht mehr die Rede von jenem Gegenstand. Sie fing nicht davon an, und er wagte es nicht. So kamen sie nach Trentschin-Teplitz. Dort wartete ihrer eine Überraschung. Auf der Promenade begegnete ihnen eine kleine ausländische Gesellschaft, welche Olga von Italien her bekannt war. Die Damen begrüßten sie sehr erfreut, die Herren mit freundlicher Höflichkeit. Auch ihren Gatten hießen sie aufs freundlichste willkommen. Aber seltsam: während Hodolitsch erst jetzt bemerkte, welche hohe Bildung seine Gattin zierte, als er diesen geistvollen Gesprächen zuhörte, musste er bei sich selbst wahrnehmen, dass er von seiner akademischen Bildung im Lauf dieser sechs Jahre des Jagens nach dem Mammon manches eingebüßt hatte. Es wurmte ihn nicht wenig, und er nahm sich vor, bei seiner Heimkehr gleich nach den Büchern zu greifen, denn verbauern wollte er nicht.

Die freundlichen, teilnehmenden Fragen der Gesellschaft nach Doktor Tichy bewiesen ihm, wie geschätzt und beliebt sein Freund war. Bei dem gemeinschaftlichen Mittagessen wandelte Herr Michael die Laune an, den gastfreundlichen Magnaten<sup>5</sup> zu spielen: er lud die ganze Gesellschaft zu sich nach Hodolitsch ein. Er wollte

---

<sup>5</sup> Bezeichnung für einen Angehörigen des Hochadels in Ungarn.

ihnen die Schönheit Niederrungarns zeigen. Dass ihn Olgas Freude darüber am meisten erfreute, hätte er nicht eingestanden. Die Damen und Herren freuten sich auf ein Zusammentreffen mit der Baronin und Fräulein Ruth und ganz besonders darauf, dass sie Doktor Tichy inmitten seiner schönen Tätigkeit sehen sollten. Sie wollten zuvor noch einen Ausflug in die Tatra machen und dann der freundlichen Einladung Folge leisten.

Nach einigen angenehm und genussreich verbrachten Tagen trennte sich die kleine Gesellschaft von dem Ehepaar Hodolitsch mit dem Losungswort: „Auf Wiedersehen!“ Und seltsam, es war Herrn Michael, als fiel ihm bei diesem Abschied ein Stein vom Herzen. Warum nur? Sehnte er sich etwa nach einer Stunde ungestörter Einsamkeit, sehnte er sich danach, Olga für sich allein zu haben? Hatten ihm etwa die kleinen Liebesdienste und Aufmerksamkeiten von ihrer Seite gefehlt? Er konnte nicht sagen, dass sie ihn vernachlässigt hätte, aber sie hatte ihre Aufmerksamkeit zwischen allen geteilt, und das gemahnte so sehr an ihren Ausspruch: „Ich lebe für Christus ...“

\* \* \*

Es war gegen Abend. Herr Michael Hodolitsch ging allein spazieren. Olga schrieb Briefe. Er stieg ein wenig höher, um allein zu sein, während sich die Badegäste unten im Park vergnügten. Oben fand er ein einsames Bänkchen, er setzte sich ein wenig und hing seinen Gedanken nach. „Was für ein Christ bin ich eigentlich, wenn mir das Leben meiner Frau, ihr Bestreben, ganz und gar für Christus zu leben, solch eine Last ist? Ist es denn nicht meine Pflicht, ebenso in den Fußstapfen Christi zu wandeln wie Đuro und wie sie?“ – Als dort in den großen Erweckungsversammlungen in Amerika diejenigen, welche sich dem Dienst Christi weihen wollten, zum Aufstehen aufgefordert worden waren, da war er auch aufgestanden. Er hatte es aus Überzeugung getan und bereute diesen Schritt auch heute nicht. Aber er sah erst heute die praktischen Folgerungen einer solchen Hingabe an Christus. Allerdings nicht an sich selbst, ach nein!



„Demnach“, grübelte der reiche junge Mann, „dürfte derjenige, der sich dir übergibt, Herr, für niemanden und für nichts mehr Sinn haben als nur für dich? Muss da nicht jede Möglichkeit der Liebe zur Heimat, zur Familie aufhören? Aber wenn dem so ist, dann wäre ja das Leben eine Wüste.“

Unwillkürlich stellte er sich vor, wie sehr jene sich gegenseitig liebten: die Baronin, Ruth, Olga, Ďuro. Wie innig waren sie miteinander verbunden! Aber freilich, Christus liebten sie mehr. Er war der teuerste Gegenstand ihrer Gespräche. Ach, wie innig sie ihn liebten! „Warum liebe ich ihn nicht so? Sie behaupten, dass sie ihm alles schulden; ich habe gar keinen rechten Begriff von der Größe meiner Schuld. Ich weiß, dass ich ein Sünder bin, und dass Er für mich gestorben ist. Ich glaube das alles, und doch ist es mir so unklar. Warum? Habe ich vielleicht nicht alles gehört, was nötig ist? Seltsam! Ich weiß eigentlich noch gar nicht recht, was ich an Christus habe. Er ist mir nicht so real wie ihnen. Mein und ihr Christentum ist wie Himmel und Erde.“

Mit diesem Gedanken, der ihn nicht wenig bedrückte, kehrte er nach Hause zurück. Plötzlich blieb er stehen. Auf einem einsamen Plätzchen stand eine Bank, und dort saß Olga. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet, in dem ein offener Brief lag. Die schönen Augen blickten unsagbar sehnsuchtsvoll in die Ferne. Über ihre Wangen flossen Tränen. In ihrer ganzen Erscheinung drückte sich der Wunsch aus: „O, hätte ich Flügel!“ Also, so sah sie aus, wenn sie allein war? Es gab ihm einen Stich. Sie sehnte sich heim, fort von hier, und er hielt sie, obwohl er schon gesund war, unnötig hier fest. Und sie wollte ihre Pflicht treulich erfüllen.

„Olga, was ist dir?“ fragte er, sich zu der jungen Frau herabbeugend. Sie blickte auf und reichte ihm den Brief. Dann wischte sie rasch die Tränen ab und machte ihm auf der Bank Platz. Er verneigte sich dankend und begann zu lesen. Es war ein schöner Brief, von Ruth Morgans feiner Hand geschrieben, aber er rief auf dem Gesicht des Lesenden abwechselnd Röte und Blässe hervor. Ruth schrieb von der schweren Erkrankung der Frau Baronin, von der Notwendigkeit einer Operation und bat um Fürbitte. Und zwischen den Zei-

len bohrte sich die Frage hindurch: „Kommst du noch nicht heim? Wir alle sehnen uns nach dir, sie am meisten!“

Ach, Hodolitsch kam sich sehr selbstsüchtig vor. Er wusste doch, dass die kranke Frau Olga, die sie erzogen hatte, mit mütterlicher Zärtlichkeit liebte, dass sie sich sicherlich nach ihr sehnte. – Und er hatte noch immer dem Reisen kein Ende gemacht.

Plötzlich stand er auf. „Olga, befehl dem Zimmermädchen, dir beim Einpacken zu helfen. Wir reisen mit dem nächsten Zug.“

Ihr ganzes Gesicht strahlte. Ja, die Augen sandten ihm einen so warmen Dankesblick zu, dass er erneut errötete. Er schritt voran; schweigend eilten sie heim. „Verzeih, wir hätten uns nicht so lange aufhalten sollen“, brach er endlich das Schweigen.

„Es war nötig zur Festigung deiner Gesundheit“, wehrte sie sanft ab. „Aber nun können wir, dem Herrn sei Dank, mit gutem Gewissen heimkehren.“

„Du zürnst mir also nicht wegen meiner Selbstsucht?“ Er blickte ihr tief in die Augen. „So viel Selbstverleugnung musstest du dir meinerwegen auferlegen. Ich weiß, du hast es nur um Christi willen getan, aber es ist mir dennoch peinlich“, sprach er, nicht ohne Bitterkeit. „Ich bin dein Schuldner und habe keine Möglichkeit, es dir jemals zu vergelten. Solche Schulden drücken.“

„Sprich nicht so!“ Sie legte die Hand bittend auf seine Schulter. „Glaube mir, ich habe dir gerne gedient. Ich bin gern mit dir durch diese schöne Gebirgswelt gereist. Ohne die Sorge um die gute Mutter wäre ich sehr glücklich gewesen. Aber, du siehst ein, dass ich mir nicht helfen konnte. Darum bin ich dir sehr dankbar, dass wir heimreisen, und ich bitte dich, erlaube mir, mich meiner teuren Wohltäterin ganz zu widmen, solange sie der Herr noch bei uns lässt. Ihr könnt euch ja leichter ohne mich zurechtkommen. Hernach will ich euch wieder treulich dienen, nur jetzt gib mich frei.“

Am liebsten hätte er ausgerufen: „Ich will nicht, dass du uns dienst; nein, ich will nicht!“ Aber die herbeikommende Gesellschaft störte ihr Gespräch. Er verabschiedete sich von Bekannten, sie eilte in die Villa. Kurze Zeit darauf trug sie der Zug zur Donau, und von da ging es zu Schiff heimwärts.

Bisher hatte die junge Frau ihrem Mann als treue Pflegerin gedient; aber nun erlaubte er das nicht mehr. O nein, er sorgte für sie mit der Ritterlichkeit eines echten Kavaliers. Selbst eine Fürstin konnte nicht aufmerksamer bedient werden. Da sie wusste, dass er damit seine drückende Schuld abzahlen wollte, wehrte sie nicht. Und einem von angstvollen Befürchtungen gequälten Herzen tut auch die kleinste Aufmerksamkeit wohl, besonders wenn sie von so ungewohnter Seite kommt.

\* \* \*

Das Ziel war schon ziemlich nahe. Noch eine Stunde – und das Schiff würde in dem kleinen Hafen von Z. halten. Da mit einem Mal bemächtigte sich der Kleinglaube des Herzens der jungen Frau. Schon seit Stunden quälte sie der Versucher mit der Befürchtung, dass sie ihre mütterliche Freundin nicht mehr lebend antreffen würde, dass sie die liebe, teure Stimme nicht mehr hören würde. Diese Qualen hatten sie hinaus auf das Verdeck getrieben. Hier war sie allein. Da musste sie sich wenigstens für einen Augenblick ihrem Schmerz hingeben und in heißen Tränen Erleichterung suchen. Sie dachte, dass sie allein sei, aber sie war es nicht. Ein paar Sekunden später geschah etwas, was Michael Hodolitsch bisher für unmöglich gehalten hatte. Er hielt seine weinende Gattin in den Armen. „Weine nicht“, sprach er mit ungewöhnlich weicher Stimme. „Glaube nur, du wirst sie noch am Leben antreffen. Sie wird noch mit dir sprechen, dir ihren Segen geben. Der Herr Jesus Christus, dem ihr beide so treu dient, wird euch diese Begegnung ermöglichen.“

Am schwersten war es gewesen, die Schranke zu durchbrechen, aber dann strömten die Worte mit überzeugender Gewalt. Sie fielen wie Balsam in das wunde Herz. Das junge Haupt lehnte an der Brust des Mannes und das Weinen verstummte. Nicht nur der liebevolle Trost und Zuspruch hatten es gestillt, sondern ein seltsames, tief aus dem Herzen emporquellendes Gefühl.

Einst war Olga auch auf dem Schiff gefahren. Freilich, das war lange her. Damals hatte es sie der Hochzeit und dem Bräutigam entge-

gengeführt, und sie hatte geträumt, wie schön das sein würde, wenn sie dieser schöne Jüngling in die Arme schließen würde, dessen Bildnis ihr der Onkel zugleich mit der Aufforderung gesandt hatte, seine Lebensgefährtin zu werden. Jener Traum hatte sich nicht erfüllt. Das grausam zertretene Flämmchen war erloschen und – jetzt? jetzt fühlte die junge Frau, dass das Flämmchen nur erstickt war, dass es leicht wieder aufleben könnte.

Sie blickte in das Gesicht ihres Trösters. Sie begegnete einem Blick der schönen Augen, die nicht mehr mit Verachtung auf ihr ruhten, und versenkte sich für einen Augenblick in diesen dunklen Tiefen. Um sie her herrschte eine seltsame Stille, in der nur zwei Herzen fast hörbar klopfen. Dann erklang es über ihr: „Olga, verzeih mir meine grausame Handlungsweise. Ich habe schlecht an dir gehandelt, es ist wahr. Aber wundere dich nicht darüber, ich bitte dich. Das warst du ja damals gar nicht. Das, was andere aus dir gemacht haben, das hätte ich tun sollen, aber ich war nicht fähig dazu. Ein Mensch ohne Christus, tot in Sünden, konnte nicht anders handeln. Versuche es, mich damit zu entschuldigen und vergib mir mein rohes, liebloses Benehmen, dessen ich mich schäme.“

Sie errötete bis unter das blonde Haar. „Ich vergebe dir gerne, und ich wundere mich nicht darüber“, flüsterte sie. „Ja, ich danke dir für deine Worte. Ich weiß, dass ich nicht mehr das bin, was ich damals war. Christus, mein Herr, hat mich aus dem Staub erhoben. Er hat es nach außen hin durch Menschen getan; innerlich führte Er sein Werk weiter. Ach, wie viel fehlt noch zu dessen Vollendung!“

„Du zürnst mir nicht? Du wirst mich nicht meiden? Denke nicht, dass ich dich der Frau Baronin nehmen will; nein! Wir fahren vom Hafen direkt zu ihr; du brauchst sie fürs erste nicht zu verlassen. – Aber dann?“

„Dann komme ich zu dir, Michael. Da uns der Herr Jesus unsere beiderseitige Absicht, uns zu trennen, nicht erlaubt hat, wollen wir versuchen, gemeinsam Ihm zur Ehre zu leben.“

Ein langgezogener Pfiff unterbrach das Gespräch, das eine Brücke über die bisher bestandene Kluft geschlagen hatte. Michael Hodo-

litsch fühlte, dass er sich das verdienen musste, was ihm in dieser Stunde geworden war.

Er wusste, dass sie ihn nicht meiden würde, dass sie bereit war, ihm als Schwester zur Seite zu stehen. Aber ihm genügte das nicht, ach nein! Wie er sie jetzt über den Landungssteg ans Ufer trug, da fühlte er, dass er ohne sie nicht leben konnte, dass er da sein Erdenglück in den Armen hielt.

Auf Orlice fanden sie alle in tiefer Betrübnis. Die Ärzte waren da, es wurden die Vorbereitungen zu der schweren Operation getroffen. Die Frau Baronin, schon zuvor gefasst und allen anderen Trost zusprechend, lebte ordentlich auf vor Freude über die Heimkehr der geliebten Tochter, und die Ärzte und Pflegerinnen freuten sich mit ihr. Auch Michael Hodolitsch musste zu der Kranken hereinkommen. Es rührte ihn bis zu Tränen, dass die Dame im Angesicht dieser schweren Stunde und unter heftigen körperlichen Schmerzen ihre aufrichtige Freude über sein gutes Aussehen äußerte. Sie bat, ein Weilchen mit ihm allein gelassen zu werden. Und als ihr Wunsch erfüllt war, sprach sie mit schwacher, aber liebevoller Stimme: „Ich weiß nicht, wie der Herr es beschlossen hat. Wenn ich sterbe, dann lieben Sie meine teure Olga! Sie hat Sie vor der Hochzeit geliebt; dann haben Sie ihre Liebe ausgelöscht. Aber wenn ihr Herz die Wärme Ihrer Liebe verspürt, wird es sich erneut entzünden und Sie werden glücklich sein, wie unter tausend Männern kaum einer.“

„Ich liebe sie sehr, ich beklage tief meine Schuld und will alles tun, um mein verwirktes Glück zurückzuerobern“, versprach er mit mühsam verhaltener Leidenschaft.

Was hatte ihm die Frau Baronin da gesagt?

Seine Schuld wuchs dadurch noch mehr – aber auch – seine Hoffnung.

\* \* \*

Es gibt Stunden im Leben, die wir nicht noch einmal durchleben möchten. Solche mussten die Bewohner von Orlice durchkosten, und am wenigsten wünschte der junge Hodolitsch, dass sie jemals

wiederkehrten. Musste er sich doch erneut davon überzeugen, dass sein Christentum wertlos war, weil es keine Kraft hatte.

Die Frau Baronin hatte die Operation überstanden. Ihre beiden Schützlinge hatten in der Kraft Christi, die in ihnen mächtig war, bei ihr ausgeharrt. Doktor Tichy, welchen die Ärzte im Blick auf seine eigene fortgeschrittene Krankheit aus dem Operationszimmer entfernen wollten, hatte seine mütterliche Wohltäterin nicht für eine Sekunde verlassen. Er hatte noch vor der Narkose mit ihr gebetet. Sein Gesicht sah die Kranke zuerst, als sie wieder zum Bewusstsein erwachte. Nach dem Weggang der Operateure begann Doktor Tichy den harten Kampf auf Leben und Tod gegen die Schwäche, welche die Frau zu töten drohte. Sein Angesicht, wie das der beiden Damen, war ruhig. Sie beteten, sie glaubten, sie harrten. Entschlossen legten sie die geliebte Kranke in die Arme ihres Meisters, bereit zu sprechen: „Dein Wille geschehe!“, wenn er sie abberufen wollte. Nur das eine baten sie, dass Er sie noch einmal erwachen lassen möchte, damit sie Abschied von ihr nehmen konnten. Sie liebten sie sehr, aber Michael sah, dass Christus ihnen noch teurer war und dass der Hingang zu Ihm für sie keine Schrecken mehr hatte. Um seine eigenen bangen Gedanken zu verscheuchen, griff er nach dem Neuen Testament und begann da zu lesen, wo es sich ihm öffnete: Paulus kam nach Ephesus und fand etliche Jünger, zu denen sprach er: „Habt ihr den Heiligen Geist empfangen, da ihr gläubig geworden seid?“ Sie aber sprachen zu ihm: „Wir haben nicht einmal gehört, ob ein Heiliger Geist sei.“ Zwei- oder dreimal überlas Michael diese Begebenheit, wie Paulus es sich angelegen sein ließ, dass die Männer nicht ohne diese Gabe blieben. Und da wurde es in seinem Inneren hell. Er erkannte, dass auch er zu jenen Männern gehörte – und darin lag der Unterschied zwischen Ďuros und Olgas Christentum und dem seinigen. Er hatte in Amerika alles mit dem Kopf, mit dem Verstand erfasst, während sie den Heiligen Geist empfangen hatten ...

Ach, wie gut, dass alles vorübergeht. Auch diese furchtbare Nacht ging vorüber; der Morgen leuchtete und mit ihm der Schimmer der Hoffnung. Der Herr hatte den treuen Betern mehr gegeben, als sie zu bitten gewagt hatten. Er hatte ihnen die Mutter erhalten. Die

Ärzte erklärten, dass die Kranke bei guter Pflege vollständig genesen könnte. Und da sie verhältnismäßig noch jung, kaum fünfzig Jahre alt war, konnte sie noch lange Jahre leben. Wer beschreibt die allgemeine Freude auf Orlice!

Michael Hodolitsch kehrte von seinem Gut zurück, wo es ihn nicht länger gelitten hatte. Er eilte zwischen den Baumreihen hinauf, als ihm Olga entgegenlief. Noch nie hatte er sie so gesehen. In den Augen glänzten Freudentränen, um die Lippen lag ein strahlendes Lächeln, welches von weitem verkündigte, dass sie gute Botschaft brachte.

„Olga, ist die Frau Baronin gerettet?“ rief er unwillkürlich und streckte die Arme nach ihr aus. Im nächsten Augenblick warf sich die junge Frau hinein und schlang die Hände um seinen Hals im Übermaß der Freude.

„Ja, Michael, jubele mit uns! Unsere Mutter darf sagen: ‚Ich werde nicht sterben, sondern leben, und die Werke des Herrn verkündigen.‘ Sie bleibt bei uns. Ich bin gelaufen, um es dir mitzuteilen. Komm und überzeuge dich, wie süß sie schläft!“

„Hab Dank für die gute Nachricht!“ Er zog die liebliche Gestalt fest an sein Herz und in einer Aufwallung von Freude küsste er die frischen Lippen. Sie errötete und löste sich aus seiner Umarmung und legte im Gehen nur leicht die Hand in seinen Arm.

Nun wurde es im Park von Orlice lebendig. Jeder, der ihnen begegnete, freute sich. Wie vordem die Trauer, so war auch jetzt die Freude gemeinsam.

Obwohl die Erntearbeit jetzt in vollem Gang war, fand Michael täglich Zeit zu einem kurzen Besuch auf Orlice. Er war sehr glücklich, wenn er später helfen durfte, die Frau Baronin in den Park zu tragen, und dann ein Weilchen bei ihr sitzen durfte. Ihr allein klagte er seinen geistlichen Mangel. Sie konnte ihn auf die ganze Macht und Fülle des Reichtums in Christo hinweisen und auf die Art und Weise, wie derselbe zu erreichen möglich sei. Aber er war einer von den Starken, einer von den Klugen. Darum ging es langsam voran.

Im Laufe jener vier Wochen seit ihrer Rückkehr aus der Tatra war Olga nur für zwei Tage auf Hodolitsch gewesen, und zwar als die an-

gekündigten Gäste kamen. Sie hatte alles gar festlich zu ihrem Empfang hergerichtet. Auf Wunsch der Kranken gingen auch Ďuro und Ruth an jenem Tage nach Hodolitsch. Die Gäste bekamen auch eine Einladung nach Orlice. Obwohl sie die Frau Baronin nur für ein Weilchen begrüßen durften, blieb ihnen doch der Besuch auf diesem Sitz des Lichtes und des Friedens unvergesslich.

Bei dieser Gelegenheit wurde dem jungen Hodolitsch eine unerwartete Überraschung zuteil. Er lernte den Musiker kennen, dessen schönes Spiel ihn damals auf dem Balkon so erquickt hatte. Er konnte es kaum fassen, dass sie es war, die so spielte – seine mit jedem Tage heißer geliebte Frau. Nun demütigte ihn ihr innerer Wert nicht mehr. Nein, er hatte sie ja um Vergebung gebeten, und sie hatte vergeben und vergessen. Sein Herz weitete sich in stolzem Glück.

So folgte der Sommer dahin, der Herbst kam. In das aufblühende Glück fiel ein Schatten, der sich längst angekündigt hatte. Das Gesicht des von allen so geliebten Doktors wurde immer bleicher und durchsichtiger. Zwar tat er treu seine Pflicht und klagte mit keinem Wort. Dennoch fühlten alle, wenn er an schönen Abenden unter ihnen saß, oder wenn er sich jetzt das Mittagbrot häufiger auf seine Stube bringen ließ, dass er ihnen enteilte. Er hatte die Arbeit so eingerichtet, dass niemand ausschließlich an seine Person gebunden war. Aber Kranke und Gesunde sahen, dass er sichtlich der Vollendung zueilte.

\* \* \*

Über Orlice brach ein Abend an, so schön wie im Mai. Die Natur hatte ihr prächtigstes Herbstgewand angelegt, bevor es galt, sich zum langen Winterschlummer hinzulegen. Auf der Veranda von Orlice, von wo sich eine großartige Aussicht auf die grauen Wellen der Donau und die herbstlich bunte Landschaft bot, saß die kleine Familie nach vollbrachtem Tagewerk traulich beisammen. Die Frau Baronin hatte sich in ihrem Lehnstuhl bequem in die Kissen zurückgelegt, die Ruth ihr gebracht hatte, und streichelte das blonde Haar der zu ihren Füßen sitzenden Olga. Die übrigen bildeten einen Halbkreis um



sie her. Nur der Lehnstuhl des Doktors neben dem der Frau Baronin war noch leer. Die Schwestern erzählten von ihren Erfahrungen in der Krankenarbeit. Dann schlug Ruth vor, dass man etwas singen möchte, was freudige Zustimmung fand. Als bald klang ein schöner vierstimmiger Lobgesang zur Donau hinüber und begrüßte den Doktor, der langsamen Schrittes die Terrasse heraufkam. Plötzlich blieb der Doktor unter einem Baum stehen und betrachtete mit eigentümlichen, rätselhaften Blicken die malerische Gruppe. Am längsten haftete sein Blick auf dem Gesicht seines Vaters. Dabei beschattete schmerzliche Sorge das durchsichtige, vom Gehen leicht gerötete Gesicht. Dann sah er zum Himmel auf, und endlich traf er das Gesicht des Veters und atmete erleichtert auf. Noch bevor sie ausgesungen hatten, trat er in den Kreis seiner Lieben. Sie bemerkten ihn, aber sie ließen sich nicht stören und sangen das Lied zu Ende.

„Kommen Sie näher, mein Herr! Doktor Tichy wird so freundlich sein und uns einiges aus dem Worte Gottes sagen, nicht wahr?“ rief die Baronin.

„Gern, verehrte Frau Baronin!“

Ein Weilchen später erklang die sanfte Stimme des Leidenden auf der Veranda: „Glaubt an Gott und glaubt an mich. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Von diesen Wohnungen, von dieser wunderbaren, himmlischen Heimat sprach er so, dass in allen Herzen die Sehnsucht danach wach wurde. Dann sprach er von jener unergründlichen Liebe, welche dort oben die Heimat für die erlösten Seelen und hier unten diese Seelen für die Heimat bereit macht. Am meisten legte er Nachdruck auf die Worte: „Ich will wiederkommen.“ Er beschrieb den, der da kommen will, mit solcher Liebe und Innigkeit, wie es nur der vermag, der mit Jesus von Nazareth wandelt und Ihn sehr gut kennt.

„Auf dass ihr da seid, wo ich bin.“ Das klang wie ein Triumph der Sieger, die überwunden haben durch des Lammes Blut.

„Nehmen Sie Christus als Ihre Heiligung an und Sie werden den Heiligen Geist empfangen“, so hatte Frau Zamojska kürzlich zu Michael gesagt. Jetzt in dieser feierlichen Stunde kam Christus ihm durch das Wort seines Bruders so nahe, dass er Ihm endlich die Tü-

ren seines Herzens weit auf tun musste. Christus zog ein, und die Herrlichkeit des Herrn erfüllte das Herz.

Darum war der junge Hodolitsch der erste, der auf seine Knie fiel, als zum Gebet aufgefordert wurde. Über die Donau herüber erklangen die Abendglocken. Ein leiser Windhauch bewegte die Kronen der Bäume. Die geschmückten Akazien streuten ihre goldenen Blätter dem zu Füßen, der gekommen war, um ewig mit den Seinen zu wohnen ...

„Ich danke Ihnen, mein teurer Sohn“, sprach die Frau Baronin. „Sie haben uns bis nach Hause getragen.“

„Ich habe Sie dorthin getragen, wohin ich selbst gehe, teure Mutter. Es scheint mir, dass ich nicht mehr lange hier bleibe. Darum erlauben Sie mir, Ihnen dafür zu danken, dass Sie mich bei der Hand genommen und auf den Weg des ewigen Lebens geführt haben. Der Herr hat durch Sie viel an meiner Erziehung gearbeitet. Was noch fehlt, das wird Er selbst mit seinem Verdienst zudecken, bis ich vor Ihm stehe. Er wird mich *in der Felsenkluft* bergen.“

Es lässt sich denken, was auf diese Worte folgte. Bei der schmerzlichen Frage seines Vaters: „Du fühlst dich doch nicht schlecht?“ glitt ein leises Lächeln um die Lippen des Sohnes.

„Nicht schlechter als sonst“, sprach er herzlich. „Ich sage es nur, weil wir bei diesem Gegenstand sind. Warum seid ihr so schmerzlich überrascht, meine Lieben? Ist es doch ein Wunder Gottes, dass ich so lange gelebt habe. Als ich hierher kam, habe ich mir selbst kaum ein bis zwei Jahre gegeben. Und seht da – wie viel mir der Herr hinzugefügt hat ...“

„Er kann auch jetzt noch hinzufügen, wenn wir Ihn bitten“, meinte Ruth.

„Ja, aber sein Wille geschehe ...“

Als Hodolitsch mit Tichy nach Hause ging, gaben ihnen Olga und Ďuro das Geleit. „Mein lieber Sohn“, sprach Tichy plötzlich, indem er ihn umarmte, „kehre jetzt um, das viele Gehen schadet dir.“

„In der Ebene nicht, Vater. Ich gehe mit euch bis zu jenem Grenzrain.“

„Kommt doch lieber gleich bis zu uns“, bat Michael.

„Ein anderes Mal“, wehrte die junge Frau ab. „Für Ďuro ist es am besten in seinen vier Wänden.“

„Da haben Sie recht, Olga. Aber da sind wir schon. Vergesst es nicht: ‚Wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn‘.“

„O Ďuro!“ rief Michael, indem er den Vetter leidenschaftlich umarmte. „Vorhin hat dir die Frau Baronin gedankt, jetzt muss ich dir danken. Endlich bin ich ganz des Herrn und habe Christus wirklich aufgenommen. Er ist mein, nun, so bin ich der eurige. Und du hast mich bis an sein Herz geführt. Hab’ Dank, innigen Dank!“

„Ach, dem Herrn sei Ehre!“ jubelte der Doktor. „Eine größere Freude hättest du mir nicht bereiten können, mein teurer Kamerad. Der Herr Jesus segne dich!“

Die Herren umarmten den Doktor. Michael umarmte auch Olga. Sie blickte ihn mit leuchtendem Verständnis an. Freudentränen glänzten in ihren Augen.

„Jetzt werden wir uns endlich ganz verstehen“, sprach er bittend zu ihr.

„Ja, Michael, jetzt ganz. Doch nun, gute Nacht!“ Wenige Augenblicke später standen die beiden treuen Freunde, Ďuro und Olga, allein am Saum des Wäldchens. Plötzlich streckte Ďuro die Hand aus.

„Kennen Sie jenes Plätzchen, Olga?“ fragte er lächelnd.

„Ob ich es kenne! Dort steht die hohle Weide, wo vor Jahren ein armes, verlassenes Geschöpf gleich einem frierenden Vöglein saß. Und dort stand der gute Engel, der gekommen war, um das Vöglein zu erwärmen.“

„Und dort, Olga, stand der große Heiland, der seine beiden verlorenen Schäflein suchte.“

„O Ďuro, wenn irgendjemand, dann kann ich Ihnen niemals genug danken.“

„Sie danken mir mit Ihrem ganzen Leben, teure Olga. Sie waren es, die meinem einsamen Leben Schönheit und Wert verliehen haben. Gott möge es Ihnen vergelten. Aber erlauben Sie mir eine Frage: Nicht wahr, Michaels Zeugnis beglückt Sie doch, nicht nur als Schwester in Christo, sondern auch als seine Gattin?“ Die Augen des

guten Freundes blickten so forschend und überredend, als wollten sie für den Gefährten Fürsprache einlegen.

„Ja, Ďuro. Ach, das ist nicht mehr jener Michael!“ Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Ich weiß, es ist ein neuer Michael. Haben Sie ihm alles vergeben?“

„Ja, gleich als er mich bat. Glauben Sie mir, Ďuro, zwischen uns ist keine Kluft mehr.“

„Wenn er Sie bittet, für immer bei ihm zu bleiben, werden Sie es gern tun?“

„Ich liebe ihn“ flüsterte sie kaum hörbar.

„Gott sei Dank!“ sprach er aus tiefstem Herzen. Und schweigend, in tiefes Sinnen verloren, schritten beide heimwärts. Die herbstliche Natur breitete ihnen ihre goldbraunen Teppiche unter die Füße. Auf Orlice angekommen, traten sie zuerst in die Apotheke ein, wo der Doktor noch einige Rezepte schrieb. Dann begleitete ihn Olga bis zu seiner Stubentür.

Sie hatte das in letzter Zeit öfters getan. Heute trat sie auch ein, um zu sehen, ob alles in Ordnung war und legte selbst noch da und dort Hand an. Er wehrte ihr nicht. Er stand mit gefalteten Händen am Fenster und sah ihr lächelnd zu. Dabei durchlebte er im Geist dankbaren Herzens all die Jahre, wo sie ihm gedient hatte. Hatte er es doch nur ihr zu danken, dass er sich im ersten Jahr so erholt hatte.

Sie hatte in der Tür „Gute Nacht“ gerufen, aber plötzlich blieb sie stehen. Sie sah ihn an, wie er so liebevoll und freundlich dastand, dem Himmel näher als der Erde. Eine warme Regung dankbarer, schwesterlicher Liebe erfüllte ihr Herz. Sie durchflog den Raum, der sie von ihm trennte. „Gute Nacht und Dank für alles!“ flüsterte sie und drückte ihm die Hand.

„Gute Nacht, Olga, meine teure Schwester! Der Herr Jesus segne Sie reichlich!“

\* \* \*

Als am nächsten Morgen Dr. H. in das Schlafzimmer seines Kollegen trat, weil Doktor Tichy nicht zur gewohnten Stunde erschien und der Wärter meldete, dass der Herr Doktor noch nicht aufgestanden sei, fand er seinen Freund schlafend. Aber es war ein Schlaf, aus dem ihn kein Weinen, kein Rufen der Kranken mehr erwecken konnte. Doktor Tichy war heimgegangen.

Die Ärzte konstatierten einen augenblicklichen, schmerzlosen Tod infolge einer inneren Verblutung. Der schöne Ausdruck des Gesichtes, die friedlich zum Gebet gefalteten Hände zeugten davon, dass er unter einem Kuss, nicht unter einem Schlag gestorben war.

Er wurde sehr beweint und betrauert, sein Scheiden hinterließ eine große Lücke. Aber sein Beispiel, seine Worte lebten in der Erinnerung seiner Mitmenschen weiter, als schon längst die Blumen auf seinem Grab wuchsen. Die weißen Bänkchen um den stillen Hügel waren oft von der kleinen Familie besetzt, die sich hier mitteilte, wie viel von seinen guten Gedanken und Idealen sie schon verwirklicht hatte und was sie noch alles verwirklichen wollte ...

Als nach dem Begräbnis Āuro Tichys die Familie um Frau Zamojska versammelt war, sprach diese einen besonderen Wunsch aus. Sie bat Hodolitsch, seinen Besitz zu verpachten oder, wenn ihm nicht so viel daran gelegen war, denselben einfach zu verkaufen. Stattdessen sollte er die Aufsicht über den Besitz von Orlice übernehmen. Auf diese Art konnte ihre Tochter Olga weiter auf ihrem Posten bleiben. Wenn Herr Tichy mit seinem Neffen die äußeren Geschäfte übernahm, konnte sich die Dame ungestört ihrem schönen Liebeswerk widmen.

Der junge Gutsbesitzer bekam drei Wochen Bedenkzeit. Aber nach vierzehn Tagen erklärte er sich bereit, mit ihnen gemeinsam für Christus zu leben. Es litt den neuen Michael nicht länger auf dem Besitz, der mit so viel traurigen Erinnerungen an die Sünde und die Gewissensqualen seines Vaters verknüpft war. Er wunderte sich nicht mehr, dass Olga den Mammon verachtete. Wahrlich, es lohnte sich nicht, nur für diesen, für seine Erhaltung und Vermehrung zu

leben. Michael hatte erkannt, dass Gott ihm seine irdischen Güter nur anvertraut hatte, um sie zu seinen Füßen niederzulegen und so die menschenfreundlichen Bestrebungen seiner edlen Gattin zu fördern.

Michael Hodolitsch fühlte, dass seine Frau niemals ohne ihre schöne Arbeit glücklich sein konnte. Er hatte ihr einst versprochen, sie der Frau Baronin nicht zu nehmen, solange diese lebte. Nun, die Baronin war nicht gestorben, sondern gesund geworden; und er wollte sein Versprechen erfüllen. Auch er bedurfte so sehr einer Mutter.

Onkel Tichy hätte vielleicht gegen den Verkauf des so teuer behaupteten Besitzes Einspruch erhoben, hätte ihm die Baronin nicht ihr Testament gezeigt. Dort stand geschrieben, dass – mit Ausnahme eines reichen Vermächtnisses für Ruth Morgan – Olga Hodolitsch ihre Universalerbin war. Da gab es keine Einwendungen mehr. Gerne erlaubte er dem Neffen, auf den er seit dem Tod seines Sohnes alle väterliche Liebe übertrug, der Gesellschafter der Baronin zu werden und das flüssige Kapital ihrem Unternehmen zuzuführen.

Michael Hodolitsch hatte nur schmerzliche Erinnerungen an das Erbe seines Vaters. Als es ihm gelungen war, das Schloss samt Einrichtung – mit Ausnahme einiger Familienandenken – vorteilhaft zu verkaufen, atmete er auf, als sei ihm eine schwere Last von der Schulter gefallen. Nun konnte er den großen östlichen Flügel von Orlice, den ihm die Baronin angewiesen hatte, ganz nach den Wünschen seiner geliebten Frau einrichten. Ein unbeschreibliches Gefühl erfüllte die Herzen der jungen Eheleute, als sie endlich das gemeinsame Leben in dem traulich geschmückten Heim begannen. Am Grab ihres Wohltäters, Ďuro Tichy, hatten sie sich die ganze Wahrheit gesagt, und nun waren ihre Herzen zu einem unauflöselichen Ganzen verbunden.

Frau Zamojska musste nicht ihre Tochter, Ruth Morgan nicht ihre Schwester verlieren. Dafür hatten beide einen treuen Sohn und Bruder gewonnen. Und Michael Hodolitsch? Er hatte eine Mutter und eine Schwester bekommen, auf die jeder edle Mann stolz sein konnte. Ach, die dauerhafte, beste Verbindung ist diejenige, die

Christus knüpft. Es ist gut, sehr gut, in dieser einst durchbohrten, aber über alles festen Hand zu ruhen, in der Hand des Meisters, der sein angefangenes Werk an der Seele nicht lässt, sondern es zur Vollendung führt, bis ihm, wie aus einem Spiegel, sein eigenes Bild entgegenstrahlt.